Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546711_0045

ERNST VON SCHENCK

ZUR SOZIOLOGIE DES E.T.A. HOFFMANNSCHEN WELTBILDES

ZUR SOZIOLOGIE DES E.T.A. HOFFMANN'SCHEN WELTBILDES

DISSERTATION

DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN ABTEILUNG

DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT BASEL

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

VORGELEGT VON

ERNST VON SCHENCK

BÜRGER VON DIELSDORF, KT. ZÜRICH

DARMSTADT 1938

GENEHMIGT VON DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN ABTEILUNG DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT BASEL AUF ANTRAG DER HERREN

PROF. DR. FRANZ ZINKERNAGEL UND
PROF. DR. HERMAN SCHMALENBACH

BASEL, DEN 10. MÄRZ 1934

PROF. DR. H. LÜDEKE, DEKAN

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Diese Arbeit ist der erste Teil des demnächst im Verlag „Die Runde" Berlin erscheinenden Buches: E. T. A. Hoffmann. Ein Kampf um das Bild des Menschen

INHALT

SEITE

VORWORT IX

I ERNST THEODOR WILHELM HOFFMANNS LEBEN IN DER BEDROHUNG DURCH DAS SEIN ALS BÜRGER

1 DER SOHN AUS BESTER FAMILIE, DER PREUSSISCHE BEAMTE UND SEIN VERGEBLICHER KAMPF UM SEIN BESSERES SELBST, SEINE JUGEND UND SEINE LIEBE 3

GLOGAU 7

BERLIN 10

2 SOZIOLOGIE VON HOFFMANNS GEISTIGER HERKUNFT . . 13

ALS KNABE UND JÜNGLING ZWISCHEN AUFKLÄRUNG UND SCHWÄRMEREI 16

ALS JUNGER MANN ABSEITS DES ZEITGESCHEHENS . . . 19

3 DER SUMPF DES PROFANEN DASEINS 27

PHILISTRÖSES GENIESPIEL UND DIE KATASTROPHE IN POSEN 29

HEILSAM KRITISCHE VERBANNUNG IN PLOZK, NEUE LITERARISCHE VERSUCHE, SELBSTBESINNUNG UND HEIRAT 32

4 UMBRUCH 41

II ERNST THEODOR AMADÄUS HOFFMANN IRONISIERT ERNST THEODOR WILHELM HOFFMANN

5 DAS MENSCHLICHE UND LITERARISCHE WERDEN ERNST THEODOR AMADÄUS HOFFMANNS ALS MYTHOLOGEN DES BÜRGERS. DER KAMMERGERICHTSRAT DICHTET 49

UM DEN GESCHICHTLICHEN UND ANTHROPOLOGISCHEN WERT DES BÜRGERS. BÜRGERTUM — POSITIV UND NEGATIV. HUMANITÄT UND AUFKLÄRUNG 53

DER BÜRGER — DES MENSCHEN UNLEIDLICHER DOPPELGÄNGER 57

6 DER IRONISIERTE BÜRGER 59
MURR, KREISLERS DOPPELGÄNGER 60
MILO, DER KUNSTAFFE 68

III DAS GESPENST DES BÜRGERS

7 „KLEIN ZACHES" IST KEINE ZEITKRITISCHE ALLEGORIE 73
HOFFMANNS KRITERIUM NICHT POLITISCH, VIELMEHR PHILOSOPHISCH 75

8 „KLEIN ZACHES'" LITERARISCHE VERWANDTE. DER ANTIRATIONALISTISCHE ZEITGESCHMACK 78
BRENTANO-GÖRRES: „BOGS" 79
F. G. WETZEL: „PROLOG ZUM GROSSEN MAGEN" 86

9 DIE SITUATION BEIM ERSCHEINEN DES MÄRCHENS . . . 96

10 „KLEIN ZACHES" — DAS MÄRCHEN VOM GESPENST DES BÜRGERS. WARUM ZACHES EINE MENSCHLICHE MUTTER HABEN MUSS 104
ZACHES UND WETZELS GNOM 105
DAS SURROGAT DER MENSCHLICHKEIT 107
ZACHES-ZINNOBER IM AUFGEKLÄRTEN STAATE KEREPES 109
DIE MECHANISTISCHE NATURWISSENSCHAFT 110
ZINNOBERS FEIND BALTHASAR, DER MENSCH GEGEN DEN BÜRGER 112
GEHEIMBÜNDE, ROSABELVERDE, DER MAGNETISMUS — DIE RACHE DES ÜBERSINNLICHEN 114

11 PERSONALANALOGIEN. MEDIEN IM POLITISCHEN LEBEN PREUSSENS. MADAME HÄHNEL-KIMSKY 118
DIE ROSENKREUZER FRIEDRICH WILHELMS II. UND IHR ORAKEL 123
MAYR. ZACHARIAS WERNER. ZACHARIÄ 126

12 „ZACHES" HUMORISTISCHER TOD 131

VORWORT

Man hat Hoffmann den kompliziertesten Romantiker genannt, man hat ihn als Erfüllung der Romantik gepriesen, man hat ihn außerhalb dieses Zusammenhanges gestellt, man hat ihm Dichtertum, ja ernst zu nehmendes Menschtum überhaupt abgesprochen. Immer noch spukt der „Gespensterhoffmann", jener eigentümliche Doppelgänger eines großen Dichters. Aber er wußte wie keiner um die Bedrohung durch das Uneigentliche seiner selbst bei sich wie bei jedem Menschen. Er schaute in seinen schönsten Werken die Eigentlichkeit, das Wunder des Ich in seiner Identität mit sich selbst, vielmehr auf dem Wege zu dieser Identität über allerlei Anfechtungen und Teufeleien hinweg. Diese Schau wird uns durch ihn am Anfang, in der Mitte und am Ende seines dichterischen Schaffens. In ihr gehört Hoffmann zu den Größten des deutschen Schrifttums, bahnte er durch alles Gestrüpp seiner oft wirren Welt doch letztlich immer wieder einen Weg zu wunderhellem Land. Deswegen lohnt es sich, durch die Wirrnisse der ihm gegenüber so naheliegenden Mißverständnisse hindurch sein Wesen zu suchen, die von ihm selber zitierten Doppelgänger des Menschen, des reinen Toren, des Gottsuchers und Metaphysikers Hoffmann zu bannen. Seit Ellinger und Grisebach, ja schon seit Hebbel ist da manches getan, und es gibt die großen Exempel Hans von Müller, der dieser Aufgabe ein Lebenswerk unermüdlicher Kleinarbeit widmete, von Maaßen, der mit seiner kritischen Ausgabe uns die Texte mit den so wichtigen Einleitungen und Anmerkungen unterbreitet, durch sie die unendlich reichen Bezüge dieses faustischen Lebens zur geistigen Menschheit dartuend.

Freilich sind diese beiden Exempel zugleich auch negativ: beide Männer vermochten bisher noch nicht ans Ende der Aufgabe zu kommen, die sie sich stellten. Noch fehlen uns wichtigste Bände der Maaßenschen Ausgabe, noch hat Müller nicht einmal sein Material ganz aus den Händen gegeben, geschweige denn das Leben Hoffmanns gänzlich zu einer Einheit zu erhellen vermocht. Und der es versuchte, uns Hoffmann in seiner Ganzheit zu vermitteln, hat die Mängel seiner Forschung mit vorschnellen psychologischen Konstruktionen überbaut, hat nicht die Geduld gehabt, die dieses Werk erheischt, und nicht die heilige Scheu vor dem Geschichtlichen, das ein Hereinzerren in aktuelle Bedürfnisse und Sichtungen, in heutige Wertungen und Ressentiments (schon sind sie gestrig geworden!) nicht verträgt. Walther Harich ist dafür nicht genug zu danken, daß er überhaupt das groß angelegte Werk über unsern Dichter gewagt hat, daß er das verstreute Material zusammentrug zu einheitlichem Bild. Daß dies Bild aber aus den angeführten Gründen subjektiv blieb, ist schmerzlich zu bedauern, ebenso, daß der Maßstab vorzeitig ästhetisiert wurde. Wirklich Gültiges ergab sich auf diesem Weg deswegen nicht, weil der Dichter selbst in seiner eigenen Ästhetik das Schöne geistig objektiv gesehen wissen will, weil ihm selbst das Wahre und Echte nur schön und das Gute nur wahr galt. Schließlich ist noch zu bedauern, daß dieses quantitativ wichtigste Werk über Hoffmann wissenschaftlich nur schwer brauchbar ist, weil aus einer Scheu vor dem toten Wissenschaftsbetrieb das Werkzeug versteckt wird, als ob das endgültig letzte Wort schon gesprochen sei und kein Nachfolger mehr sich der vorgefundenen Mittel zu seiner Revision bedienen dürfe.

Andere, von denen öfter die Rede sein muß, haben in Teilen große Mühe zu wichtigen Erfolgen gebracht, Hoffmanns so vielfältig verzweigtes und doch eigenartig zentriertes Darinnenstehn im geistigen Strom seiner Zeit sichtbar zu machen. Langsam wird es hell um ihn. Langsam werden die Doppelgänger seines Menschtums von ihm abgelöst und in die rechten Beziehungen

gesetzt. Nicht nur um seinetwillen, nicht nur um der geschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben, sondern auch um der Lauterkeit seines Wortes willen, das noch nicht vernehmlich in sein Volk gesprochen ist, ist das wichtig.

Ein eigentümliches geistesgeschichtliches Ereignis ist das, und diese Tragik nicht unwürdig einer genauen Erhellung. Doch dazu bedarf es, dies Wort selbst gehört und sein Gewicht im Chor seiner Zeitgenossenschaft gemessen zu haben. Das letztere ist — als Voraussetzung einer Sichtung des Hoffmannschen Weltbildes und zugleich ohne diese nicht möglich — bisher noch nicht in genügendem Umfang geschehen, und das Nichtzuendekommen derer, die es unternahmen, nur schon das Material zu sammeln, muß fast entmutigen. Nur wer derart betroffen ist von der allmählichen Entdeckung dieses Menschtums mitten in deutscher Schicksalsstunde, daß er sich nicht mehr beruhigen kann, bevor er es so sieht, daß es andern mitzuteilen ist, läßt sich nicht abschrecken.

In allem geschichtlichen Tun geht es um den Menschen — auch wenn es unter den Aspekt des Mythos, des objektiven Geistes oder des göttlichen Heilsplanes gestellt wird. Der anthropologische Aspekt präjudiziert zunächst keine dies oder das aussagende metaphysische Anthropologie. Es bleibt also das — nicht ästhetisierende! — ästhetische, d. h. interesselos phänomenologische Betrachten der Gestalt. Handelt es sich um einen Dichter im Zeitalter Goethes, so wird doppelt der Blick sich auf dessen metaphysisches Welt- und Menschenbild richten müssen. Das setzt voraus, daß wir in breitester Front — und eventuell sogar bis zu den apokryphen Sektierern hin — wissen müssen, um was es damals ging, zumal wiederum, wenn wir einen Geist wie Hoffmann uns vornehmen, der mit keinerlei Voreingenommenheit behaftet war.

Um nun nicht der Gefahr geistesgeschichtlicher Abstraktionen zu verfallen, ist der zeitgenössische Gesichtspunkt zunächst soziologisch zu erweitern. Es gilt, das geschichtliche Geschehen, wie

es in engeren und weiteren Kreisen um des Dichters Leben und Werk sich lagert, zu erfassen, zu sichten, wie es sich darin spiegelt und wie dies Spiegelbild von ihm als ein Eigenes erfahren, als ein Feindliches abgesetzt wird, wie all das wiederum im Werk objektiviert und in gültigen Bildern und Gestalten uns überliefert wird. Weil aber Geschichte als menschliches Geschehen, weil Zeit als dessen Prinzip von der Ewigkeit her bestimmt ist, wird der sich aus der zeitlichen Begrenzung ergebende zeitgenössische, soziologische Rahmen nur dann erkennbar, wenn er metaphysisch begründet erscheint. Das um so mehr, wenn es sich um einen Dichter wie Hoffmann handelt, der diesen Rahmen zunächst als feindliches Verhängnis seines der Ewigkeit verpflichteten Geistes erlebte und erst spät dazu kam, ihn als Schicksal aus einer dialektischen Erkenntnis zu bejahen.

Zeitgenossenschaft im engeren sozialen Sinn ist für Hoffmann Bürgertum in der Emanzipation. Der Bürger ist einer der Doppelgänger des Menschen Hoffmann. Mit ihm hat er schließlich — das ist erst spät gesehen worden — Frieden geschlossen, ohne ihn zu überschätzen. Identifiziert hat man Hoffmann nie mit ihm. Sein Leben gab keinerlei Anhaltspunkte dazu. Im Gegenteil sah man die Bedrohung meist zu einseitig von dieser Seite. Es ist schwerer, die Bedrohung durch den „Künstler" zu sehen, und die Gleichsetzung, die Verwechslung von Mensch und Künstler (in einem verengten Sinn) lag nahe. Harich etwa ist ihr erlegen.

Es ist nicht nur darstellungstechnisch naheliegend, mit dem Bürger, also mit der Soziologie anzufangen, sondern auch am leichtesten. Schon weil der Dichter in seinem Bios und dem, was er darüber sagt, selbst das Material begreiflicherweise am offensten vorlegt. Dann aber auch, weil an bekannteste Vorstellungen angeknüpft werden kann. Auch die Vorarbeit ist hier am reichsten. Fast ließe sich fragen, was noch zu tun war. Es war nur zu leisten aus einer Vorwegnahme. Nur aus der Erarbeitung schon des ganzen Hoffmannschen Weltbildes war es möglich, dem speziellen Problem eine neue Sichtung zu geben. Nur aus einem grundsätz-

lich neuen Erfahren des Hoffmannschen Menschenbildes konnte sein Bürgerbild neue Bedeutung erhalten, konnte das Material gefunden werden, das sie erhellt.

Mit all dem ist deutlich gesagt, daß es sich bei dieser Arbeit um nichts weniger handelt als um Anwendung einer soziologischen Methode auf die Literaturgeschichte; Ausgangspunkt ist das Werk und sein Schöpfer, sein Schicksal in ihm; Beziehung wird gesucht zum Zeitgeist, zum Geist der Geschichte, zum absoluten Geist. Lediglich thematische Abgrenzung auf den dem Bios nächsten Bezirk, das Wurzelwerk gleichsam, liegt vor.

Hoffmann stellt sich schon dadurch ganz allgemein in den Kreis neuzeitlicher Mythologen, daß die — schon immer von der Forschung so bewerteten — zentralsten seiner Dichtungen Märchen und Mythen waren. Ich habe es also bei ihm zunächst nicht nötig, in die Diskussion über die heute moderne Terminologie Symbolik und Mythos einzutreten, um mich zu rechtfertigen, wenn ich ihn einen Mythologen nenne. Die drei großen Kreise seiner Mythologie sind: Kosmologie, Anthropologie und Zeitgeschehen. Hier hatten wir uns nur dem dritten Kreis zuzuwenden, der allerdings mit den anderen, vor allem dem zweiten in notwendigem Zusammenhang steht. Denn auch das Zeitgeschehen wird, wo der letzte Gesichtspunkt ihm gegenüber gewonnen werden soll, sich notwendig am Menschenbild, am Dasein in seiner ontologischen Erfassung überhaupt zu orientieren haben.

Es wäre nachzuweisen, daß Mythologie in ihrem ursprünglichen Sinn desto unmöglicher wird, je weiter von ursprünglich religiöser Gebundenheit sich der Mensch entfernt, je mehr sein Denken sich Abstand nehmend dem Sein gegenüberstellt, je mehr Philosophie wird und Wissenschaft. Wenn wir diese Entwicklung ernst nehmen, können wir auf die Vermutung kommen, als könne im Zeitalter der Blüte der Philosophie (und das ist zweifellos die Zeit des deutschen Idealismus) der Mythos nichts mehr bedeuten als schöngeistige Spielerei. Hier steht zweifelsohne eine ernsthafte Frage, die deswegen eine Grundfrage an die

Goethezeit ist, weil in ihr nicht nur das europäische philosophische Denken einen Höhepunkt erreichte, sondern zugleich auch der europäische Mythos im „Faust" seinen dichterisch stärksten und gewaltigsten Ausdruck fand. Die Befragung ginge notwendig nach Einheit und Auseinanderfallen beider Linien; sie kann hier nicht durchgeführt werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß in dieser Zeit und zumal in Deutschland — so allein hat das Wort vom „Land der Dichter und Denker" einen Sinn — diese Einheit Sehnsuchtsbild seiner Größten war. Das auch ist das Kriterium, von dem aus wir an Hoffmanns Dichtung herangehen müssen, von wo aus wir seinen Mythos nach seiner Gültigkeit zu prüfen haben. Hier finden wir den Punkt der Befragung seiner Dichtung nach Objektivität.

Wir sehen den jungen Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann in zeittypischer Bedrohung und Auseinandersetzung mit Tendenzen, die wir aus der späteren Geschichte als Bedrohung deutschen und europäischen Menschtums überhaupt erkennen können (wir nannten sie „Bürger"). Wir sehen weiter Ernst Theodor Amadäus, den Künstler, sein Schicksal zu einer höchst eigentümlichen — die ganze Gefährlichkeit dieser Entdeckung und zugleich ihre wunderreiche Fülle dartuenden — Aufhellung seines Eigensten als deutschen Menschtums führen. So stellt sich uns natürlicherweise die Frage, ob wir in Hoffmanns Mythos ein das Denken über diese Zeit vom Blickpunkt der von ihm selbst gemeinten Humanitas aus befriedigendes Bild ihrer Negation, eben des Bürgers, finden. Das um so mehr, als uns eine oft satirische Auseinandersetzung mit dem Philister, dem Widerbild des Künstlers, von Anfang an im Dichtungsbereich Hoffmanns begegnet, wir also vermuten dürfen, das Widerbild des positiv anthropologischen Anspruchs im Mythos des Bürgers bei Hoffmann zu entdecken. Diese Entdeckung nun ergab sich mir — geführt wurde ich dabei durch die immer deutlichere Bestimmung des Philisterwesens bis zum „Kater Murr" — in der Auslegung des „Klein Zaches".

Der zeitgenössische Mythos hat bei Hoffmann noch einen anderen großen Gegenstand: den Usurpator. War es der Bürger, der den Menschen ins Nein setzt, so ist der Usurpator der Mensch, der Gott und die Menschheit verneint. War die Erfahrung der eigenen Bedrohung Anlaß zur mythischen Gestalt des Bürgers, so veranlaßte die Bedrohung des Deutschtums als wesentlichen Trägers wiederum jener nur in der Vielfältigkeit positiven Humanitas durch Napoleon den Mythos vom Usurpator. Zaches gab uns den anthropologischen Anblick des zeitgeschichtlichen Mythos: das Gespenst des Bürgers. Der Usurpator bedeutet den kosmologisch-theogonischen Anblick unserer dritten mythologischen Kategorie. Seine Voraussetzung ist das metaphysisch-religiöse Weltbild Hoffmanns im ganzen Umkreis.

Ich darf diese Arbeit nicht einer kritischen Würdigung übergeben, ohne meinen Lehrern an der Basler Universität tiefen Dank zu sagen, die mein Leben, das nach mancherlei Wirrsalen sich unter ihren Augen zu einiger Stete entwickelte, mit viel Geduld und Verständnis begleiteten, ihm durch Vorbild und Belehrung auf seinen wissenschaftlichen Weg halfen. Waren es von Anfang an vor allem die Professoren Zinkernagel, Bächtold, Joël, Hoffmann-Krayer, Heusler und Barth, denen ich mein wissenschaftliches Werden und wohltuende Toleranz gegen manche meiner sie wohl oft befremdenden Entwicklungen zu danken habe, so war es in den Jahren seit seiner Berufung nach Basel besonders Professor Schmalenbach, dessen geistige und menschliche Förderung mir entscheidende Hilfe zu Klärung und Gestaltung bot. Die Beamten der Universitätsbibliothek Basel haben in ständiger Bereitschaft die oft schwierige Arbeit der Materialbeschaffung von fremden Bibliotheken geleistet, wofür ich ihnen danke.

I

ERNST THEODOR WILHELM HOFFMANNS LEBEN IN DER BEDROHUNG DURCH DAS SEIN ALS BÜRGER

1.

DER SOHN AUS BESTER FAMILIE, DER PREUSSISCHE BEAMTE UND SEIN VERGEBLICHER KAMPF UM SEIN BESSERES SELBST, SEINE JUGEND UND SEINE LIEBE

„Ich bin Dir am heutigen Januarsabend, mein liebes Kind! so eiskalt, daß ich Dir sogar ungemein vernünftig sagen kann, daß im Entbehren, im Nichtgenießen – im völligen moralischen und physischen Farniente man eine überaus große Ruhe findet (unumstößlich wahr) – daß man eigentlich nie – nie lieben sollte – keinen Geschmack finden an Anmut und Schönheit, und hinbrüten bis man mit Shakespeares Falstaff schlafen ginge – ich setze nur noch hinzu, daß dies abscheulich ist, – nämlich ein Satz aus der Diätetik des Phlegmatikers, welcher in K[önigsberg] auf dem gewissen Lehnstuhle vegetiert, und daß ich ewig verdammt sein will, wenn ich länger als dreiviertel Sekunden so räsonnieren kann."

So schreibt der einundzwanzigjährige Jurist Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann von Glogau aus an seinen Kollegen und Freund Theodor Hippel in Marienwerder am 21. Januar 1797.

Der junge Mann ist wegen wohl verzeihlicher, aber im Hinblick auf allerlei drohenden Skandal doch besser abzubrechender Beziehung zu einer verheirateten Frau vom Familienrat aus seiner Vaterstadt Königsberg nach Glogau geschickt worden (übrigens mit seinem vollen Einverständnis: er wollte der Situation, der er in keiner Weise gewachsen war, entfliehen), wo ein tüchtiger Onkel aus der Juristendynastie Doerffer als Rat an der Oberamtsregierung sitzt. (Von den zehn Mitgliedern der Hoffmann-Doerfferschen Familie, um deren Beruf wir wissen, waren neun Juristen bzw. Verwaltungsbeamte.) Hoffmann war ein fleißiger Student seines Faches, auch offenbar begabt für die ihm von Entschluß und Tradition der Familie zugedachte Laufbahn,

hat im Sommer des vergangenen Jahres sein Auskultatorexamen mit gutem Erfolg bestanden: alle Aussicht auf schöne Karriere. Die freilich etwas störenden Allotria in schönen Künsten wird der junge Mann schon noch beizeiten in den unerbittlichen Gang der Geschäfte einordnen lernen. Ein Beamter, dessen Stellung im bürgerlichen Dasein gesichert, dessen Lebenskurve in den wohl eingefahrenen Geleisen einer bewährten Laufbahn von Station zu Station zu errechnen ist, insbesondere, wenn seine Intelligenz zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, ist nur um so beliebter — und Beziehungen sind alles —, wenn er im Rahmen des Zeitgeschmacks den kulturellen Ansprüchen der Gesellschaft durch musikalische und literarische Beiträge gefällig dient. Im Kreise der Glogauer Familie vervollkommnet Hoffmann seine Kenntnisse der französischen Sprache, die er schon immer mehr liebte als die antiken. Er, der in Königsberg im Schatten des „Phlegmatikers auf dem Lehnstuhle" (so nennt er seinen Königsberger Onkel, seinen Erzieher) ein etwas linkisches Wesen angenommen hatte, wird hier von dem anderen, sanguinisch gewandten Bruder seiner Mutter und Vetter seines Vaters (Johann Ludwig Doerffer) weltmännisch geglättet; sein Umgangston wird gestimmt auf die große Symphonie der herrschenden und dienenden Schichten.

Preußen ist ein junger Staat. Vor gut zehn Jahren erst, als das alte Frankreich von den Vorstürmen der Revolution erschüttert war, hat Friedrich der Große seine Augen geschlossen, und der Freund Voltaires hat ein Reich hinterlassen, das in einzigartiger Weise die kulturell dünne Tradition des Landes verband mit den geistigen Tendenzen des aufsteigenden Bürgertums. So bedurfte es keiner Revolution. Als das morsche Gebäude des französischen Absolutismus zusammenbrach, die Welt zuerst fasziniert und dann erschreckt wurde vom Flammenschein brennender Institutionen, war im wichtigsten Staat Deutschlands das Gleichgewicht zwischen den umkämpften Prinzipien schon so weit hergestellt, der Dienst am Staat so sehr selbstverständliche Haltung der beiden Stände geworden, daß die Spannungen zwischen Alt und Neu sich viel-

mehr geistig austrugen. Die Generationen, die das Neue zu gestalten berufen waren, rangen eindeutig um den gemeinsamen, erst zu findenden nationalen Gehalt, der schließlich dann als das Wort der Goethezeit das große deutsche Wort Mitteleuropas an die Welt wurde: ein metaphysisch tief verankerter Humanismus. Die staatstheoretische Synthesis von versinkendem Feudalismus und aufsteigendem Bürgertum, von Konservatismus und Revolution verkündete Hegel ein Menschenalter später (zu spät und deshalb für die aktuelle Situation so verhängnisvoll falsch) an eben der Universität Berlin, die kurz vor Ausbruch des Befreiungskrieges gegründet wurde, wie dieser eine Frucht der vom genialen Preußenkönig angebahnten und letztlich doch bei allen Widersprüchlichkeiten einheitlich fortgetriebenen Bewegung nationaler Erhöhung deutschen Zeitgeistes. Nie war dieser Zeitgeist zentral politisch orientiert. Erst als der politische Druck von außen unerträglich wurde, erhob sich die deutsche, vor allem die preußische Jugend gegen den fremden Tyrannen, um das Erbe Friedrichs, der Revolution, der deutschen Vergangenheit und das Versprechen der deutschen wie der europäischen Zukunft seinen usurpatorischen Händen zu entreißen.

In jedem Träger geschichtlicher Entwicklung wirkt sich die Aufgabe, die der objektive Geist an ihn als an seinen Beauftragten stellt, tragisch als zwischen gestern und morgen gespannte Gegenwart aus. Das Jetzt und Hier des konkreten Schicksals als genügende Erfüllung und beglückende, für ihn gereifte Frucht einer prästabilierten Harmonie in ihrer Entfaltung erlebt nur der stumpf für das Absolute vegetierende Bourgeois oder der vom Absoluten Ergriffene im Moment, wo das „Unzulängliche Ereignis wird". Die Großen der Geschichte aber geben nicht nur das in ihren Taten Erreichte an ihre Erben weiter, sondern auch den Konflikt ihres Schicksals, der, je älter er wird, unter neuen Vorzeichen mehr und mehr in die Widersätze zerfällt, denen die Tatreichen für die Zeit ihrer Wirksamkeit Einigung und Synthesis bedeuteten. Immer wieder müssen die Erben der

synthetischen Aufgabe das Werk des Erblassers verwandelt erneuern, bis die wachsenden gegensätzlichen Gewalten neues Werk, neue Form und neue Größe zur Bewältigung fordern.

Friedrich hatte einen starken Staat geschaffen, der mit Beamtengenerationen als der Gewähr sozialer und geistiger Entfaltung in die Zukunft wuchs. Die Garantien dieses Wachstums waren in das geschaffene Gefüge gebaut. Die sich notwendig erweisenden Reformen, die Aufnahme übernational mächtig gewordener Zeitströmungen sowie die Überwindung der westlichen Aufklärung, um zum deutschen Wort an Zeit und Zukunft zu reifen, brauchten diesen Staat nicht zu sprengen, dessen Grundwesen elastisch genug in die nächsten Jahrzehnte hinausragte.

Die eigenartige Erhebung des intoleranten Schwärmertums während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., dessen gründliches Unverständnis für seines Oheims Werk, konnten Preußen zwar außenpolitisch an den Rand des Abgrunds bringen, innenpolitisch aber wurde der sinnreiche Fortgang seiner Geschichte durch die friderizianischen Erbkräfte zur großen Erhebung getragen, die fast über den Willen der Dynastie hinweg erfolgte. Weit größere innere Erschütterungen mußte das Land dann durchmachen, als nach den Befreiungskriegen die polaren Richtungen auf verschiedenen Wegen wieder in sich mächtig geworden waren. Die Krone, die reaktionären Kräfte vertretend, hatte kein Verständnis mehr für die organische Weiterentwicklung ihres Erbes. In ihrer kleinlich konservativen Ängstlichkeit sah sie sich durch Metternich gestützt, und durch das immer unfähiger werdende eigene Ministerium, in dem an sich genügend Fähigkeiten zur notwendigen neuen Synthese gewesen wären, wurde sie nicht hinreichend beraten, wurde ihr auch zur rechten Zeit nicht der nötige Widerstand entgegengesetzt. Eine nicht geringe Rolle gerade für dieses Versagen mögen Dinge gespielt haben, die wir später eingehend zu betrachten haben.

Hoffmanns Leben war von seiner Jugend bis zu seinem Tode von Gestalten begleitet, die in der lebendigen Synthese ein frucht-

bares Dasein dieser Mittellinie notwendiger legaler Kontinuität und geistigen Aufgeschlossenseins führten und somit die lebendige weiterführende Einheit von Vergangenheit und Zukunft als Sicherung sinnvollen nationalen Fortbestandes darstellten. Allen voran und für sie alle bezeichnend steht Hoffmanns bester und lebenslänglicher Freund Theodor v. Hippel, der Verfasser des „Aufrufes an mein Volk" und späterer preußischer Regierungspräsident. Als solcher schrieb er jenen Verfassungsentwurf, der mit dem Zweikammersystem deutlich einen geistvollen Vorentwurf der notwendigen Entwicklung des friderizianischen Staates darstellt, der vielleicht nur deshalb unbeachtet in den Akten verschwand, weil Hippel sich mit Hardenberg aus moralischen und persönlichen Gründen überworfen hatte.

GLOGAU

Auch der Glogauer Onkel, mit dessen Tochter Minna sich Hoffmann bald verlobte, gehörte in diese Reihe. Eigene geistige Wege hat er wohl kaum gesucht und gefunden. Aber sein Haus pflegte einen anspruchsvollen Stil. Soweit wir seine Spuren in Hoffmanns Briefen sehen, weisen sie auf einen durchaus vornehmen, wohl gebildeten Mann, dessen Grundsätze und Weltanschauung für die Erziehung eines Beamten mit künstlerischen Interessen durchaus vorbildlich sein konnten. Und offensichtlich hat sich Hoffmann nicht nur für dreiviertel Sekunden, wenn auch nicht nach der unheimlich spießigen Lebensdiätetik seines Königsberger „Oweh-Onkels", so immerhin in die weltoffene und doch gesicherte Lebensluft des Glogauisch-Doerfferschen Hauses gesehnt. Im gleichen Brief vom 21. Januar 1797, den ich zu Anfang zitierte, schreibt er:

„M – – hat uns verlassen und auf eine entsetzlich lange Zeit, und ich bin so weichherzig, so sentimentalisch beim Abschiede gewesen – –."

Während dieser Zeit beginnender Neigung zu diesem Mädchen, die der zwar interessante, aber doch nicht eindeutig zum Mann

wünschbare Vetter sich kaum einzugestehen wagte, setzte sich der Briefwechsel „nach Preußen" fort, d. h. Cora Hatt war nach wie vor das entscheidende Problem seines Herzens.

„Es gibt Augenblicke, wo ich an allem Guten verzweifle, wo ich mich aufgelegt fühle, allem entgegenzuarbeiten was mit scheinbarem Glück prahlt – und denn – denn, wenn alles aufwacht – Briefe aus Preußen mich wider meinen Willen an menschliche Wesen ketten – Liebe kann einen Satan bekehren! – wenn alles auf mich einstürmt – dann wird die Eisrinde, die sich um mein Herz legte, erwärmt – sie schwindet, und eine unbeschreibliche Wehmut wirft mich nieder –."

Kusine Minna fesselte Hoffmann nicht als die Geliebte seines Herzens; vielmehr war er an sie als an das Symbol seiner Laufbahn, einer bürgerlichen Existenz im Stile des Onkels gebunden. Seine Liebe war gebannt in Königsberg. Aber sein Verstand, sein bürgerlicher Lebenswille hatten ihm gesagt, daß diese konventionswidrige Verbindung ihm schädlich sein müsse, daß seine Karriere kaum den Skandal einer seinetwegen eingeleiteten Scheidung ertrage, daß er es sich nicht leisten könne, von der Familie fallen gelassen zu werden. Ein flüchtiges Verhältnis zu einer M., von der wir sonst kaum etwas wissen, zerging bei erster ernsthafterer Begegnung im Lichte der Erinnerung an Cora Hatt: „— — ich wollte ihr zu Füßen stürzen, da dachte ich an — —." Am gleichen Tage (15. März 1797) schreibt er dem Freund:

„Ich liebe nicht mehr die Musik – es ist wahr, was Jean Paul sagt, die Musik legt sich um unser Herz, wie die Löwenzunge, welche so lange kitzelnd und juckend auf der Haut liegt, bis Blut fließt! – so ungefähr lautet die Stelle – Sie macht mich weich wie ein Kind, alle vergeßne Wunden bluten aufs neue –."

Wunden vergessen, Schmerzen vergessen, jenem „scheinbaren, prahlenden Glück" entgegenarbeiten, das ist die Tendenz, die den angehenden Referendar mehr und mehr beherrscht. Er will vorwärtskommen. Sein Geltungstrieb läßt es nicht zu, daß Musik ihn weich macht wie ein Kind. Lange genug ist er behandelt worden wie ein unwerter Knabe. Bevor nicht das letzte Examen gemacht ist, ist er nicht mündig, kann er sich nicht in diesem Leben heimisch machen, Haushalt und Familie begründen, um

so dem, wenn auch seinem eigentlichen Wesen nicht zugehörigen, so doch ihn aufrecht erhaltenden Streben nach der im Onkel verkörperten Männlichkeit zu entsprechen.

Auf einer kurzen Reise nach Königsberg sieht er die Geliebte zum letztenmal.

„Laß Dir's mit zwei Worten sagen, daß ich in K[önigsberg] sie wieder fand – daß sie nur für mich lebt, und daß in diesem Wiedersehn alles um mich her versunken ist – daß ich sie mir gedacht, daß ihr Wesen ins meine verschmolzen – ewig in mir leben wird – und daß ich dies nur Dir sage! –"

schreibt er am 10. Mai 1797 aus Königsberg an Hippel und am 27. Juni aus Glogau, er sei

„– – beim Abschied so weich geworden, daß ich weinte wie ein Kind – die Rührung war widernatürlich – meinem Charakter, meiner Art solche Gefühle zu äußern ganz entgegen –."

Der Jurist auf Urlaub darf es sich schließlich leisten, einer verlorenen Liebe nachzuweinen, kindisch zu sein. Der strebsame, junge Beamte muß es seinem Charakter zuwider finden; er muß männlich wirken, männlich streben, zumal man seiner kleinen Figur und seines überfeinen Körperchens wegen doch immer wieder geneigt ist, ihn für ein noch träumendes, nicht ganz ernst zu nehmendes Kind zu halten.

Die Kusine ist wieder im Haus. Hippel, der Freund, heiratet; der einzige Mensch, der ganz verbunden ist mit Hoffmann im Gedenken an jene selig-unseligen Zeiten in Königsberg, entgleitet mehr und mehr dem wie für immer gefügten Freundschaftsbund. Rührend offenbaren uns die scheuen und hoffnungslosen Versuche, in der Hippelschen Familie als genius familiaris heimisch zu werden, die ganz reine Kinderseele dieses Anselmus Johannes Peregrinus Hoffmann. Noch ist Königsberg, ist Cora Hatt nicht vergessen, noch (1. April 1798 an Hippel)

„brennen mir die Sohlen, bin ich gleich mit Banden an mein Gastnest gefesselt, die ich gern trage, weil sie zu gleicher Zeit mein ganzes Selbst zusammenhalten." – „Da bin ich hingeworfen an einen Platz, wo alles an einem seidnen Faden hängt – platzt er, so liegt der Herr Regierungsrat in spe im Dr – k!" – „ – – ich bin so gut gefesselt als ehemals – aber jetzt ist's ein

Mädchen – ich studiere mit erstaunenswürdiger Emsigkeit die trockensten Dinge – begrabe mich in Akten – Alles Unglück ist mir wahrscheinlich, also auch daß ein unvermuteter Schlag des Schicksals das alles wieder vernichtet – siehst Du den seidnen Faden?"

Die metaphysisch übersteigerte, auf den Flügeln der Musik ins Unendliche ausschwärmende Leidenschaft zu der unglücklichen, um entscheidende Jahre älteren Frau, die alle Reize und den Stachel des Verbotenen an sich hatte, hat in Hoffmann jene Scheu vor dem Unheimlichen der Frauenliebe begründet, die für sein Leben und Werk so lange charakteristisch blieb. Eine Kusine war fast etwas wie eine Schwester. Sie umgab ihn mit bergender Fürsorge. Sie war eine Sicherung gegen den neuerlichen Einbruch unvorhersehbarer Beziehungen und bedrohlicher Konflikte. Verwandtenheirat gehörte überdies zur Familientradition. Auch seine Eltern waren Geschwisterkinder. Auch da mag die Furcht vor den inneren Abgründigkeiten Anlaß gewesen sein. Diese Ehe allerdings war daran zerborsten, und Hoffmann war dem Wissen um die Abgründe früher und bedrohlicher ausgeliefert worden, als es ohne Schaden für die bürgerliche Tauglichkeit erträglich war.

BERLIN

Im Sommer 1798 ist das Referendarexamen bestanden. Eine kurze Reise durch das Riesengebirge nach Dresden — dann übersiedelt Hoffmann als Referendar und Bräutigam seiner Base mit der Familie des Onkels nach Berlin, wohin dieser als Geheimer Obertribunalrat berufen ist. Übereifrig stürzt er sich in juristische Arbeit. Daneben berichtet er dem Freund (15. Oktober 1798) über das kulturelle Leben der Residenz:

„Du mußt Deine Reise hierher sehr bald machen – wie vieles Neue wirst Du sehn – Dein Geschmack für schöne Künste wird hier in dem schönen Berlin reiche Nahrung finden."

Folgt der Bericht über eine Ausstellung in der Akademie der Künste und Wissenschaften, der in seiner Banalität kaum mehr zu übertreffen ist: wie für ein Provinzblättchen geschrieben, um

kunstliebende Teekranzdamen für eine Reise nach Berlin zu begeistern. Auch der Hinweis auf die Dresdner Galerie ist matt und nichtssagend, und es bleibt uns nur der eine Trost:

„– – ich vergesse nie, alles, was ich auch nur einen Augenblick auf jener Reise sah."

Blaß und nur nachempfunden ist die Schilderung des Riesengebirges.

Der wohltemperierte junge Mann ist fertig, der Ausstellungen und Theater besucht, die neuesten Journale und Bücher liest, in Gesellschaften angenehm darüber plaudert, sich selbst auch wohl etwas im Zeichnen nach Vorlage und im Malen versucht.

„So viel Wünsche – Hoffnungen – Aussichten – drängen sich zusammen – ich habe so viel zu bereuen – so viel unzurechnende Verschuldungen auszusöhnen, daß selbst der Traum meiner Kindheit – ein seliger, beglückender Schatten aus Elysium – mich kaum mehr so glücklich macht, als nur noch voriges Jahr –."

So schreibt Hoffmann an Hippel in der Silvesternacht 1798/99. Die mit dem gegenwärtigen Zustand zufriedene, wehmütig resigniert auf die mit dem Freunde gemeinsam verlebte Jugend zurückblickende Haltung erreicht ihren Höhepunkt.

„In den schönen Künsten ist man hier wirklich sehr weit, der gute gebildete Geschmack zeigt sich in den öffentlichen Vergnügungen. Du kannst Dir zum Beispiel keine Vorstellung von der großen italiänischen Oper machen –. Der Zauber der Meisterstücke Veronas – die himmlische Musik – alles vereinigt sich zu einem schönen Ganzen, das auf Dich gewiß seine Wirkung nicht verfehlen würde."

Künstlich und musterhaft hat sich Hoffmann angestrengt, zu vergreisen. Mit komischer Wehmut sieht der als Stutzer geistig Verkleidete auf seine Jugend zurück, schreibt der Dreiundzwanzigjährige am 24. Januar 1799, seinem Geburtstag, in unreifer Altklugheit:

„An nichts werde ich mich so gern erinnern, als an unsere Blütezeit – der sonderbar romantische Schwung den wir beide gemein hatten –."

Doch wie unnatürlich ist dieser Krampf der Mittelmäßigkeit! Ein halbes Jahr schreibt er dem Freund nicht, um nicht in die

Abgründe seines wahren Wesens zu sehen, um nicht an die Zeiten jenes „romantischen Schwunges" erinnert in die Bereiche schöpferischen Lichtes aus dem bequemen Halbdunkel schöngeistigen Vergnügungsbetriebes zu erwachen. Dann erwartet er ein Wiedersehen mit Hippel. Ein Brief wird fällig (8. Juli 1799).

„Noch bin ich in Berlin – weder Assessor noch Rat – werde es auch nicht so bald werden, weil ich mich erst vor 9 Wochen zu den zum großen Examen erforderlichen Probearbeiten gemeldet habe. Meine Karriere geht langsam, und ich bin nicht unzufrieden damit, weil ich jetzt die Zeit sehr nutze, und meinen Lieblingsstudien, Musik und Malerei, schlechterdings nicht ganz entsagen kann." – „Ein reizbares Herz, ein unruhiger Charakter wird uns nie ganz glücklich sein lassen, aber unserer Bildung, unserm Streben nach größerer Vollkommenheit wohltätig sein."

Zwingend werden wir an des jungen Kleist altkluge Lebensrezepte erinnert,

„– – den sichern Weg des Glückes zu finden, und ungestört, auch unter den größten Drangsalen des Lebens, ihn zu genießen."

Es wetterleuchtet in der Ferne. Aber die Erwartung geht auf eine fruchtbringende Netzung des trockenen Erdreichs; das Gewitter selber schreckt nicht. Das Vertrauen auf die Blitzableiter, die sich der civis Berolinensis auf sein Haus gesteckt hat, ist unerschüttert.

2.

SOZIOLOGIE VON HOFFMANNS GEISTIGER HERKUNFT

Als Knabe und Jüngling hatte Hoffmann an der Seite seines Freundes mitten in den Strömungen seines Zeitalters gelebt: Sterne, Rousseau, Mozart, Hippel, Goethe, Jean Paul hatten in ihm den Quell der Empfindsamkeit ausgelöst, die sich die im neuen Staat gesicherte preußische Bürgerschicht besser und ungefährdeter als irgendwo leisten konnte. Ritterromane und Geschichten von unbekannten Oberen, Schauer aus dem Bereiche des Unheimlichen wurden von der Vätergeneration wie die Klänge der Mozartschen Musik ebenso als Verzierung und Belebung des unerhört langweiligen Daseins in den Bereichen der besten aller Welten hingenommen, wie man für die Anklagen Rousseaus gegen diese Welt ein offenes Ohr hatte, ohne sich betroffen zu fühlen. Von anakreontischer Spielerei mit Laszivitäten und unbeschränkt erlaubter „Lebenslust" bis zu freimaurerischer Spielerei mit dem Geist der Kreuzritter und der Mystik des Todes war ein zwar für die Folge bedeutsamer, das Leben und die irdische Gesichertheit dieser Menschen aber kaum erschütternder Schritt.

Wenn in einer sozialen Ordnung jeder nach seiner Façon selig zu werden das Recht hat, ist das nicht nur ein Sieg aufklärerischen Geistes, sondern auch jede Chance für allerlei Schwärmerei. Die Größe wirklicher Aufklärung ist heroisch: alle Disharmonie menschlichen Lebens mißt sie einer ungenügenden Verstandesdurchdringung dieses Lebens durch den Menschen als Schuld zu, und der göttlichen Führung traut sie zu, sie habe es eben dem Menschen, seiner freien Entscheidung und seinem vernünftigen

Anordnen überlassen, in das Gefüge des sozialen Daseins sowie in das Gedenken des Einzelnen über sich und das Sein die rechte, eben die von Anfang an eingerichtete und gesetzmäßig verlaufende Ordnung zu bringen. In dieser Haltung ist Einordnung in den Gang der Welt gefordert als säkularisierte Gottesfurcht, so gut wie Herrschaft über das Unvernünftige, blind dem Gesetz unterworfene Kreatürliche verheißen ist als säkularisierte Gotteskindschaft. Solch verweltlichter Ausbruch in unendlichen Raum und ewige Zeit ist nicht zufällig Folge und Erbe des Barock: noch einmal nach der durch Reformation und Renaissance begonnenen und beängstigenden Auflösung und Relativierung der mittelalterlichen Welt absoluter Gefügtheit und Geordnetheit sollte sich — gigantisch übersteigert in menschlicher Vision — der Himmel auftun über allem irdischen Treiben. Aber zu sehr war des Menschen Sehnsucht und Furcht Grundlage der neuen Welt- und Himmelsordnung, zu selten das Horchen auf das Wort, zu sehr war Neuzeit, als daß die eingeleitete Säkularisierung noch einmal endgültig hätte verhalten werden können. Fürsten und mächtige Kongregationen wölbten Kirchen und Staatsräume über ein Europa, das die grausigste Vernichtung um des rechten Glaubens willen erlebt, die Frage nach Gott im letzten Bauernhof brennen gesehen hatte als Pein um die Heiligung des einzelnen Lebens. Und der Raum, dessen Aspekt ins Unendliche sich aufriß in Theaterprospekten und Kirchendecken, blieb Raum, blieb leer und befragt nach seinem Sinn. Es war keine geheiligte Gegebenheit des Lebens mehr, die diese Welt (in der man — Fürst oder Bauer — Werkdiener am universalen Reich im Willen Gottes wäre) mit jenem Himmel verbunden hätte, der irdisches Werk inspirierte und dessen erste Stufen sowie die Abgründe zu seiner infernalischen Gegenwelt im Hier erstiegen und erlitten würden. Und wo die Säkularisation ins Rationale immer sogleich abglitt in die pure Geschäftigkeit eines metaphysisch verbrämten Utilitarismus des kleinen aufstrebenden Mannes, wo anderseits irdische Not und schlechtes Gewissen anakreontischer Weltbeglücktheit und merkantilem

Fortschrittsoptimismus kein absolutes Recht ließen, da vergrübelte und verschwärmte sich der aus der kirchlichen Geborgenheit entlassene Mensch in den Irrgärten pietistischer Erbauung und mystischer Schwärmerei. Darüber hinaus hielten der protestantische Dogmatismus und die absolute Monarchie in eigentümlicher Übergangsmission von katholischem Universalismus zu neuzeitlicher Auflösung die zerfallende Menschheit in stets neuen und dem logischen Zublick recht widersprüchlichen Säkularisationsbemühungen immer wieder zusammen; beide erhalten ihr Amt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aus irrationaler Befugnis — so tatsächlich dem drohenden Chaos entgegen aus Gottes Gnaden.

Je weniger in ein Land die konservativen Kräfte aus universalkatholischer Tradition reichen, desto paradoxer und eindeutiger mit diesseitig rationaler Kraft war diese irrationale Aufgabe zu lösen: autoritäre Zusammenfassung der aus der Geschichte herausdrängenden, alles staatlich-soziale Gestalten in Frage stellenden personalen Kräfte aufklärerischer Weltbürgerschaft und pietistischer Jenseitsverzückung. Es war ein geschichtlicher Raum zu schaffen, in dem diese Tendenzen sich entfalten, deshalb diesem Raum selbst zu Dienst verpflichtet werden konnten. Damit wurden sie dem notwendigen geschichtlichen Differenzierungsprozeß eingeordnet, der zu nationaler Gliederung drängte. Dieser Prozeß selbst war in keiner der beiden Haltungen erkannt und vorgesehen. Vom mittelalterlichen Universalismus über den humanistisch-kosmologisch gehaltenen Individualismus zum aufklärerischen und pietistischen Subjektivismus und dem daraus resultierenden neuen Universalismus war Nationalismus als Ergebnis einer Weltanschauung und metaphysischen Haltung und eines daraus abzuleitenden Ethos nie lautbar geworden. War Nation im Kulturbereich der universalen Kirche selbstverständliches, nie gefordertes Wachstum, so wurde sie jetzt über die Köpfe der Zeit hinweg und jenseits ihres Vermögens, organisches Werden in Unterschiedenheit wahrzunehmen, als notwendige Stufe und übersichtliche Eingrenzung auf dem Wege zum universalen contrat social, den eine

dem konkreten Geschehen entfremdete Menschheit höchst abstrakt forderte, aus der Situation abgelesen und bejaht.

Hier steht das Werk Friedrichs des Großen. Die Fülle der Widersprüche seines Lebens und seines Staates sind damit angedeutet. Und in dieser Fülle, an einem Ort, wo diese Gegensätzlichkeiten ins Geistige großartig geweitet und im Leben eigentümlich gemischt wurden, wuchs Hoffmann heran: Königsberg. Keine all der bewegenden Kräfte, die sich in den zwei Menschenaltern um die Jahrhundertwende dartaten, die wir das Zeitalter Goethes nennen, ist im Leben des Schülers und Studenten nicht wirksam gewesen; jener Jahrzehnte, in denen durch den „Faust" ein alter Wunsch- und Albtraum der Menschheit gültige Gestalt über Jahrhunderte vorher und nachher gewann.

ALS KNABE UND JÜNGLING
ZWISCHEN AUFKLÄRUNG UND SCHWÄRMEREI

Sehen wir uns die Gestalten an, die den Knaben beeindruckten. Einmal Hippel, jene vielsinnige Figur, die mit Rousseau republikanisch schwärmte, mit Voltaire zynisch richtete, mit Kreuzrittern mystisch sich ängstete und schließlich eine kleine Hausmacht begründete: aus eigener Kraft vom kleinen Theologen bis zum mächtigsten Mann und ersten Bürger Königsbergs; und dann Hippels Freund Scheffner, insgeheim anakreontischer Dichter gewagtester Laszivitäten, öffentlich Staatsbeamter und vehementer Moralist im Stil des kategorischen Imperativs, später als Freimaurer innigst interessiert an Werners urchristlich-orientalisch-gnostischen Plänen; Zacharias Werners Mutter, die in religiösem Wahn ihre besondere Heilung nicht geringer anschlug, als ausgerechnet in dem späteren Dichter, der zunächst nur als Verwüster seiner Jugend bekannt war, den Heiland wieder geboren zu haben; Wannowski, der Rektor der Schule, die die Freunde Hoffmann und Hippel besuchten, deistischer Philosoph, bürgerlicher Eiferer, dessen Vorträgen „eine strenge Zensur wohl selten ihr Imprimatur

geben konnte", hätten sie sollen gedruckt werden, dessen „schauderhaft treue Gemälde" vom Grausen, das des Lasterhaften, vom Wege echter Tugend und Christgläubigkeit Abgewichenen wartet, dem Mann Hippel nach drei Jahrzehnten noch vor Augen sind. Wannowski stand, wie Hippel und Scheffner, mit Kant und Hamann in mehr oder weniger trautem Umgang. Joh. S. Schultz als typischer Zeitgenosse Hofprediger und Mathematiker, erster Interpret Kants, war Religionslehrer und Seelsorger des Knaben und Jünglings. Aufklärung und Pietismus, Humanitätsbünde und ihre unmittelbaren Nachfolger und Erben, die Freimaurer, deren Hinwendung zu ihrer angeblichen Vergangenheit und damit zur Geschichte der Menschheit und ihren esoterischen Tendenzen: die Atmosphäre der Oststadt um Hamann, Kant, Herder und Hippel, die damals gerade im Wort des Nordostens an die deutsche und europäische Welt hörbar wurde — darin lebt dieser empfängliche Knabe. Und die Träger dieser Seinsart vermitteln ihm den Reichtum ihrer Beziehungen in sein ärmliches häusliches Dasein hinein. Nicht zuletzt durch den Freund, dessen sich der Onkel, der ältere Hippel, als eines Sohnes annahm. Dem Neffen sein geistiges wie materielles Erbe zu übermachen, war sein zentraler Lebenssinn, ihm eine große Karriere in die Spitzen der Staatsleitung hinein einzuleiten, traumhaft sicher empfundene geschichtliche Tat eines vom Geiste der Zeit Erfaßten.

Hoffmann kennt Shakespeare, Sterne und Jean Paul, Voltaire, Lessing und Rousseau, Diderot und Goethe. Was kannten seine Altersgenossen mehr, die in gleichen Jahren anhuben, der Welt ihren Krieg um den deutschen Sinn zu erklären? Bach und Mozart wurden dem Knaben durch die genüßlerische Dilettantenbemühung seines spießigen Onkels vermittelt, und er verstand oder ahnte bald den erschütternden Hintergrund dieser Kunst. Nachdem er die technischen Kunstgriffe erlernt, wird er von einem nichtsahnenden Publikum als Wunderkind gefeiert, von noch weniger ahnender Verwandtschaft sorgsam in seinem Flugvermögen beschnitten, damit er die Kunsthecken ihres Rokokogartens

ja nicht überfliege wie früher sein Vater. Im Malen übt er sich fleißig — rührend genug sein Staunen, als er dann einmal große bildende Kunst in Dresden erlebte. Wo er nicht beschränkt ist durch den äußeren Ort seines Werdens, in Musik und Literatur, greift er schon in Königsberg den Faden einer beginnenden schöpferischen Tätigkeit just an dem Punkt an, wo er ihn später wieder wird aufnehmen müssen: er komponiert das „judex ille cum sedebit" aus Faust, er schreibt unter dem Eindruck von Grosses „Genius" die „Memoiren des Grafen v. S." und plant in „Der Geheimnisvolle" einen verbesserten Roman gleicher Artung. Während wir vom „Cornaro", dem vollendeten Roman, den ein Verleger wegen „der Anonymität des Verfassers" ablehnte, ebenso wie von einem „Aphorismenbändchen" und „Gedanken über Vieles" nichts als die Titel kennen, ist uns durch die Beilage zu einem Brief an Hippel ein Stück aus dem „Geheimnisvollen" erhalten, das zusammen mit dem Brief selber, in dem Hoffmann den Tod seiner Mutter mitteilt, ein Kabinettstück frühromantischer Prosapoesie ist (13. März 1796). Wir sehen hier, wie überhaupt an Hoffmanns frühestem Werk, das (leider ebenfalls nur fragmentarisch) auf uns gekommen ist, seinem Briefwechsel mit Hippel, daß nicht nur seine allgemeine Gestimmtheit, sondern auch seine stilistische Fertigkeit und geistige Kraft damals bereit waren, ihn zum Genossen der Novalis, Tieck und Schlegel werden zu lassen. Dies sei hier nur so weit geführt, damit zu bedeuten, was es mit der behandelten Beschränkung auf den cives Borussiae von Nicolais Gnaden tatsächlich auf sich hat.

Die Familie Hoffmanns kennen wir nicht sehr genau. Der Vater verschwand — ein genialischer Bohemien — mit dem älteren Sohn nach kurzer unglücklicher Ehe in den Abgrund seiner Dämonien, bevor er Einfluß auf den Knaben nehmen konnte. Die Mutter flüchtete sich zerbrochen in den Schoß ihrer Familie, der sie ihren jüngeren Sohn Ernst zur Erziehung anvertraute. Die Doerffers haben sich alle erdenkliche Mühe gegeben, dieses Mandat des Schicksals nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten.

Und diesem Bemühen verdanken wir — neben anderen Einflüssen, die unsterblich im Werk des Dichters leben — vor allem den Bürger Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, den wir in etwas einseitiger, aber hoffentlich dadurch nicht verzerrter Beleuchtung jetzt betrachten.

ALS JUNGER MANN
ABSEITS DES ZEITGESCHEHENS

Der Schüler und Student hatte sich um sein Anderssein schmerzlich gewehrt durch seinen eindeutigen Blick für das Lächerliche des Durchschnittsmenschen, das Lächerliche der Kreatur Mensch überhaupt. Begreiflich, daß er nicht beliebt war. Er hatte sein Kainsmal der Besonderheit gespiegelt gesehen in Yoricks empfindsamer Seele im Schnittpunkt aufgeklärter Bürgerherrlichkeit und von Gott behüteter Pietistenfrömmigkeit, in Anton Reisers wie Rousseaus, wie Werthers und Mohrs Lamento um sich selbst und wider die Zeit. In der Liebe seiner Musikschülerin, Frau Hatt, der er nach Kotzebues „Sonnenjungfrau" den Namen Cora gab, zu dem sonst überall noch als eigensinnigen Knaben Behandelten, unter seiner körperlichen Kleinheit und angeblichen Häßlichkeit leidenden Jüngling, in dieser Liebe, die ihn erstmals auf den Flügeln einer alltäglichen Leidenschaft in den Bereich wunderbarer Aussichten mehr als nur traumhaft hinübertrug, erfuhr er sein in geltende Lebensschemata nicht passendes Geschick. Der Haß gegen den „Unhold" von Ehemann, der seines Besitzes in keiner Weise würdig schien, drängte Don Carlos' Bild als heroische Folie auf — zumal der bedächtigere, lebenssichere, mit ergreifender Inbrunst geliebte Freund Hippel im Posa sein würdiges Urbild hatte.

Das alles liegt nun scheinbar weit hinter dem zukunftsfrohen, jungen Assessor, der, wie seine Vorfahren im feudal ausgeweiteten und technisch durchgreifend gesicherten preußischen Staat sich heimisch macht, dem durch seine Verlobung mit einer in jeder

Hinsicht begehrenswerten Kusine erneut der Doerfferschen Dynastie verbundenen Erben von Karriere und Vermögen einer der ersten bürgerlichen Familien des Landes. Wie der Werther Goethes von Nicolai bei aller väterlichen Anerkennung der edlen im Jüngling schlummernden Anlagen gerade durch diese Anerkennung und einen raffinierten psychologischen Trick zum guten Staatsbürger und fruchtbaren Familienvater bekehrt und befriedigt wurde mit der besten aller Welten, so wurde durch recht analoge Fügung der Glogauer Onkel zum Nicolai Hoffmanns.

„Die Wünsche und Hoffnungen, die er auf Königsberg gesetzt hatte, waren aufgegeben. Er hatte jetzt nur ein Ziel: unter dem Schirme des Brotbaums, den er vom Dienst erwartete, unabhängig seiner Neigung für die Künste zu leben."

1799 komponierte Hoffmann unter dem Einfluß seines berühmten Landsmanns Reichardt ein Singspiel, zu dem er sich den Text selbst schrieb: „Die Maske", ein Dreiakter, der nach vielen Vorbildern — vor allem Goethe, den er ja wie sein Lehrer Reichardt schon mehrfach vertont hatte — eine wildbewegte, aber jeder wirklichen Dramatik bare Handlung enthält. Diese Dichtung zeigt uns nur, wie unendlich weit Hoffmann im Grunde noch von all dem ist, was ihn später mit seinen Altersgenossen verbinden wird — noch immer ein Epigone des empfindsamen Goethe und der Schauerromane. Das wenige, was im Hinblick auf die motivische Entwicklung einer Metaphysik der Liebe an der „Maske" interessieren kann, wird andernorts Erwähnung finden.

Hippel, der ein Jahr früher zur Universität gegangen und deshalb dem Freunde voraus war, hatte indessen sich mit den Gütern zu beschäftigen, die sein Onkel ihm als Grundlage einer feudalen Existenz hinterlassen, um deren willen er — der Schüler Rousseaus — eine groteske Nobilisierungskomödie inszeniert hatte. Schon damals mochte der junge Majoratsherr ahnen, daß dies Erbe keine eindeutige Freude auf seinem Weg war. Es war auch nicht im Sinne des Erblassers, ihn zum bloßen Agrarier werden zu lassen.

Vielmehr sollte er staatsmännisch gebildeter Pair der preußischen Krone werden. Also zog Hippel im Jahre 1799 für zwei Monate nach Berlin, um Anfang 1800 mit Hoffmann zusammen das Assessorexamen zu bestehen. Für Hoffmann eine große Freude. Der schon immer bedächtigere, seelisch harmonische und gesunde Freund hatte zwar aus einer nicht alltäglichen Liebesfähigkeit heraus Verständnis für alle Leiden und Emphasen des Knaben und Jünglings gehabt. Er selber war aber nie Carlos, nie Werther, Rousseau oder Reiser gewesen, seine Weltoffenheit war die Yoricks, des empfindsamen Reisenden. Und solche Begleitung gerade konnte Hoffmann auf einem Ausflug über Potsdam, Dessau, Leipzig nach Dresden gebrauchen. Weithin konnte er, der künstlerisch Gebildete, der Kenner des Sehenswerten, als Cicerone dem Freunde seine Liebe dartun. Eine ungetrübte Freude auf dem Grunde des abgeschlossenen Hauptexamens leitet das erste Jahr des neuen Jahrhunderts für Hoffmann ein.

1800: Längst ist im Sturm und Drang die erste Welle des Ansturms gegen die diesseitsgerichtete Moral und mechanistische Metaphysik der Deisten und Aufklärer über Europa gerollt. Hamann hat den konkreten Menschen in konkreter geschichtlicher Verflochtenheit entdeckt und für das ebenso konkrete übergeschichtlich-religiöse Erlebnis zu Gott der menschlichen Existenz neue Aussichten eröffnet. Herder hat — weniger den reformatorischen als vielmehr den humanistischen, weniger den sokratischen, als vielmehr den platonischen Aspekt der Geschichtlichkeit verfolgend — eben diese Theorie mit reichem Material bildhaft belebt, hat dem dilettantisch ritterromanhaften Schwärmen von Sekten und Geheimbünden für Mittelalter und Mysterienwesen eine begründete Ansicht dieser Dinge zu letztlich gleichem Zwecke entgegengestellt: dem Menschen zu seinem Streben Material zu geben, in sich Gotteskindschaft zu pflegen, indem er die Fülle schöpferischer Entfaltung des Humanen als eine geschichtlich sich auslegende Sprache der Ureinheit begriff. Goethe ist seinen Weg von anakreontischem Ausbruch aus den humanistischen

Schulmeisterfesseln des Vaters über die fromm in Jesus geborgene Naturschau der Susanna von Klettenberg, das Erlebnis totaler Persönlichkeit am Pseudomittelalter des geschichtlich falsch gesehenen Straßburger Münsters, über das revolutionäre Pathos des Götz, das empfindsame Lamento Werthers und die Erfahrung Renaissance und Antike in Italien zu jener Krönung und Erfüllung deutscher Menschheit herangereift, die noch dem alten Jahrhundert das Faustfragment, den Tasso, die Römischen Elegien, Iphigenie, die Farbenlehre, das Märchen, Hermann und Dorothea, die Lehrjahre, die Metamorphosenlehre, die Achilleis schenkte. Er hatte mit dieser unglaublichen Vielfalt der Werke der zum Fund eigenster geistiger Lebensform sich aufrichtenden deutschen Jugend die gesamte Fülle abendländischen Kulturwerdens in weitester Inschau als moderner Mensch erschlossen; er hatte, was an offenbaren und geheimen Richtungen aus den Jahrhunderten her anerkannt war oder in die Schatten apokrypher Sekten verbannte Existenz hatte, in neuer dichterischer und denkerischer Gestalt dem Erlebnis und Verständnis seiner Zeit eröffnet. Zu gleicher Zeit, als er dem an den Absolutismus oder am revolutionären Zelotismus sich verlierenden deutschen Bürgertum in Hans Sachs und Hermann und Dorothea die Quellen seiner Herkunft aus der ständischen Ordnung aufwies und somit eine gewichtige Stimme im Chorus bürgerlicher Selbstbesinnung wurde, griff er in den „weitesten" Westen nach Voltaire und Diderot so gut wie in den fernen und nahen Orient und führte seine Faustgestalt mit der beginnenden Helenakonzeption weiter an die letzten Grenzen des Daseins überhaupt. So wie Goethe an der Geschichte, an der Organik der Natur, war Schiller an der von Kant dem subjektiven Verstand und Gefühl gesetzten Schranke aus seinem dem Doppelquell Aufklärung und Pietismus entstammenden, am westlichen Feuer entzündeten empörerischen Subjektivismus erwacht, hatte seine entscheidenden philosophischen Aufsätze geschrieben, Bestätigung und Überwindung Kants zugleich. Fichte, ebenfalls Bestätiger des Königsberger Riesen und

sein Vollender, Übersteigerer, hatte — in seiner Offenbarungslehre und seinen politischen Schriften noch einmal hinter Hamann und Herder in das vergehende Jahrhundert zurückgreifend — mit seiner Wissenschaftslehre das auf sich selbst gestellte Individuum wie nie vorher in den Mittelpunkt des kosmischen und geschichtlichen Prozesses gestellt, der Französischen Revolution ihren metaphysischen und deutschen Namen gegeben und damit für ein Doppeltes gesorgt: dafür, daß sie im deutschen wie im Weltgedenken nicht als politische Bewegung erfaßt und damit abgetan werden konnte, und zudem, daß die in ihr gestellte Frage nach des Menschen Würde und Stellung in Kosmos und Politeia, zu Gott und Welt, zu Gut und Böse in ihrer ganzen Größe und Fraglichkeit wirklich gegenwärtig wurde. Schelling, noch Fichtes Freund und Genosse, ebenfalls vom Ich ausgehend, war schon weit auf dem Wege zu goethescher Fülle, schon tief in der pantheistischen Gefahr: konkretes, existierendes Ich an das Absolute zu verlieren, in monistische Naturmystik die Entscheidung der sich überlassenen Person aufzulösen. Heinse hat den Renaissancemenschen erfahren, Jean Paul aus der doppelten Erschütterung Pietismus und Skepsis seine einmalige humoristisch-ernsthafte Weltschau entwickelt. Karl Philipp Moritz, im pietistischen Elternhaus auf subtilste Selbstbeobachtung verwiesen, hatte die kranke Seele der wissenschaftlichen Betrachtung empfohlen. Hölderlins Hyperion war erschienen — in eigenster Sprache das hohe Lied der Freundschaft, hehrer Fraulichkeit, mutigen Männerwagens für Freiheit und Volk, demütiger Verehrung des in der Natur zum Menschen sprechenden Schöpfers gesungen — alles im beliebten Exempel griechischer Landschaft und im Schatten der Antike sich nach ihrer Sonne sehnender Menschlichkeit. Wackenroder war schon dahingegangen: schönheitstrunkener, vergangenheitssüchtiger Träumer und Visionär humanistisch gefüllten Daseins der Renaissance (die er irrtümlich Mittelalter nannte) und spätmittelalterlichen Städtebürgertums, das er in ihrem Lichte sah. Tieck hatte sich in der Kraft der Freundschaft mit diesem zu seiner Sehnsucht

verstorbenen Jüngling aus unwürdigen Fesseln und frivolem Spiel gelöst; mit seinem „Gestiefelten Kater" hat er einer Ironie, die längst aus bürgerlich-subjektiver und sich selber gegenüber skeptischer Haltung bekannt war, neue entscheidende Schärfe und romantische Schwermut gegeben; er war den Spuren des Freundes in die antiquarische Dichtung gefolgt und hatte deutscher Vergangenheit in seinen Volksbuchnachdichtungen modern bedeutsame Sprache gegeben; er hatte für das Streben nach gesellschaftsentbundener Totalität das schon in Schauerromanen bereitliegende Requisit „Waldeinsamkeit" der neuen Bewegung zugeführt und in seinem Märchen „Der blonde Eckbert" bis ins echt Mythische vertieft. Novalis, aus strenger Zucht herrenhuterischer Erziehung zunächst ausbrechend in selbstgenügsam anakreontisches Spiel mit Sinnen und elterlichem Geld, aufgefangen in diesem ziellosen Gebaren durch die überragende Moralität des gestreng-gütigen Schiller, hatte das wundersame Geheimnis seines Selbst entzündet an der Fichteschen Frage nach dem Ich; Werners Naturlehre und Schellings Naturphilosophie hatte er auf sich wirken lassen; er war in konzentriertester Geistesarbeit — aus dem Geheimnis seiner Persönlichkeit allein ist diese fruchtbare Verwendung seiner genialen Intellektualität verständlich — über Herder, Hamann und Hemsterhuis hinaus in die Vergangenheit auf die Quellen Plato, Plotin, Böhme zurückgegangen; durch das Doppelerlebnis Liebe und Tod wurde er an Sophie zu tiefster Lebensoffenbarung gereift und konnte geschichtlich wie philosophisch in seinen Fragmenten, dem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa", in den Hymnen, dem „Ofterdingen" und den „Lehrlingen" in Vergangenheit und Zukunft gespannt aus dem gegenwärtigen Zentrum seiner Person der Zeittendenz wesentlich Aufriß und Tiefenweisung geben. Mit Goethe, Fichte, Schelling, Tieck und Novalis sind wir mitten inne in dem deutschen Wort an das neue Jahrhundert, das die Schlegels, Friedrich vor allem, der Mann mit dem subtilen Spürsinn für Gegenwärtiges und Kommendes, im „Athenäum" der staunenden Menschheit verkündeten: in der „Lucinde" sind noch anakre-

ontisch-sentimentalisch gemischt ein ironisierender Persönlichkeitskult und schon entscheidende Ausblicke zu Schleiermachers pantheistischer Gefühlserhebung, und hinter frivoler Verantwortungslosigkeit wohl versteckt ist die Angst vor der Opfer heischenden Anforderung strenger Entsagung, die eine Gestaltung des neuen Weltbildes will; dann die spielerische Ernsthaftigkeit in den Fragmenten, weiter die Entdeckung der französischen Revolution (als metaphysischen Phänomens), der Wissenschaftslehre Fichtes und von Goethes „Meister" als der Grundtendenzen des Zeitalters; schließlich die Verkündung des neuen Orients und die beginnende Verketzerung der Reformation im Anschluß an des Novalis unkonfessionellen Katholizismus — so weit ist Friedrichs Weg bis Ende 1800 gediehen. In ihm ist die Problematik der Jahrzehnte konzentriert vorgezeigt. Weiter wird er in den nächsten Jahren nach Paris gehen zur völligen Ernüchterung über den Westen und der Erkenntnis des notwendig geleisteten Aufräumens, nach dem der europäische, typisch europäische, aus deutschem Mittelwesen geborene Orient aufgehen muß zur Erfüllung der durch Jahrhunderte ergangenen Verheißung. Daß Schlegel nicht der Mann war, nüchtern zu bleiben, daß er in den Traum der sich über Europa restaurierenden Kirche und Reaktion einging (sicher war hier nicht alles Traum, was Leute wie Schlegel sahen), ist eine andere Sache.

1800: Mit knappsten Strichen wurde versucht, die deutsche Situation in diesem Jahr zu umreißen. Fast ausschließlich waren alle, deren Namen wir als an der Entfaltung und Fortführung dieser Situation beteiligt nennen müssen, schon auf dem Weg, schon ergriffen vom Strom der Zeit, gläubig in Richtung des erahnten Morgenrots eines entscheidenden Jahrhunderts schreitend: Schubert, Steffens, Klein, Speyer, Markus, Kleist, Baader, Ritter, Wetzel, Werner, Heinroth, Koreff, Fouqué, Chamisso, Brentano, Arnim, Görres, Wagner — um wahllos Namen zu nennen, deren Geschicke fern oder nah dem Hoffmanns in der Folge begegnen werden.

1800: Hoffmann, den wir vor wenigen Jahren noch in unmittelbarer Vorbereitung sahen, in breitester Lebensfront sich anzuschließen an diesen Zug der Kämpfer um Deutschlands geistige Vormachtstellung in der Welt, um endliche Erfüllung seines so schwer reifenden Wesens? Es ist wie ausgelöscht, was wir von ihm erwarten durften, und was er von sich selbst erwartete ist verblaßt im Dämmer kaum bewußten Erinnerns an die Jugend, undeutlicher Vorstellung eines bedeutungslosen Dilettantismus für einigen gesellschaftlichen Hausgebrauch.

3.

DER SUMPF DES PROFANEN DASEINS

Hoffmann ist auf dem Wege zum Brotkorb: noch in diesem Jahr kann ihn Freund Hippel in seine neue Stellung als Beisitzer der Regierung in Posen begleiten.

Assessor Hoffmann in Posen 1800—1802: unter seinen Kollegen erstaunlich gebildet, in allen schönen Künsten bewandert und mit Erfolg selber tätig, unbedenklicher Junggeselle, der, erstmals der Aufsicht der Familie entlaufen, hier im Kolonialland sich den Freuden und Genüssen des Daseins mit aller erdenklichen Intensität hingibt, seinen Zynismus sich selber zur Lust, den andern zum Gaudium spielen läßt. Daneben ist Hoffmann nach wie vor der überlegen kluge und tüchtige Jurist, der fleißige Beamte. Staatsdiener als Autoren für Liebhaberbühnen zu sehen, war seit langem Gewohnheit der Gesellschaft. Es mag dem Assessor in dem polnischen Nest nicht wenig geschmeichelt worden sein, der als Komponist des Goetheschen Singspiels „Scherz, List und Rache" einen großen Lokalerfolg davontrug. Er mag damals, ähnlich wie sein später aufgenommenes Konterfei, der Kater Murr, davon geträumt haben, mit einigem Talent und einigem unverbindlichen Schwärmen für schöne Kunst seinen Platz im Ensemble der zeitgenössischen Künstler einnehmen zu können.

Hippel erzählt:

„Im Spätherbst 1801 besuchte Hoffmann Königsberg wieder. — — — Von der Rückreise benachrichtigt, begegnete der Freund ihm in Elbing und Danzig, und sie verlebten am letzten Orte — — — zwei heitere Tage. Hoffmann war indessen nicht mehr der alte. Eine ungewöhnliche Lustigkeit, die fast in

Possenreißende Skurrilität ausartete, und das Wohlgefallen am Obszönen ließen ahnen, daß irgendeine Veränderung, die sein Herz betroffen, ihm den Gemeinen und besonders einer gewissen Laszivität zugewandt habe, die für ihn um so verderblicher sein mußte, als die südliche Heftigkeit seines Temperaments ihn immer auf Extreme führte."

Dies Leben hat in Hoffmann, wie Hippel wohl nicht zu Unrecht vermutet, den Keim zu seiner späteren Krankheit gelegt. Schon im Oktober 1800 meldet er dem Freund eine „Verhärtung der Leber", verschweigt aber begreiflicherweise dem moralisch Strengen neben überhäufter Arbeit, polnischer Kost „— unverdaulich für den deutschen Magen — dem Mangel an jeder Abwechslung — —, die dem Geiste Heiterkeit und Ausdauer geben soll", den Ruin seiner psychischen Konstitution als zentralen Krankheitsgrund. Um diese Zeit sehnt er sich noch zurück nach Berlin, zu den schöngeistigen und physischen Fleischtöpfen der Doerfferschen Familie, der Gesellschaft, hofft auf baldige Rückversetzung und Heirat mit der Kusine. Der Seelendiätetiker in Königsberg, der — den unruhigen Zeiten angemessen — ein stärkeres Narkotikum als Musik und Literatur sich angewöhnt hat in Form zweier Geistlicher, die er sich „als Freunde zugelegt" hat, ist wieder entsetzt über die Übereilung des immer noch jugendlich schäumenden Neffen:

„Die Zeiten sind schlecht, und überall hört man nichts als Klagen und Jammer – doch Gott lebt noch und wird alles wohl machen."

So zitiert von Hoffmann und kommentiert: „Sage mir etwas witziges über diese Stelle und belohne so die Mühe und Geduld des Abschreibens." (6. Oktober 1800.) Ausgerechnet der pedantische Hippel soll dem übersprudelnden Zyniker einen Witz sagen. Er selber weiß keinen, so komisch des Onkels Hirtenbrief ihm ist. Denn er weiß im Tiefsten, daß seine Liebe zu Minna ebenso eine Lüge ist, wie es einen Verrat an ihm selber bedeutet, den da der Bürger Hoffmann um des Brotbaums willen begeht, an ihm, dem eigentlichen Menschen, der nur unter der Fülle und Weite des Lebensbaumes Daseinsgenüge finden kann, aus dessen Wurzel-

bereich die Quelle Urdar entquillt. Trotz allem scheinbaren Lebensoptimismus schläft Hoffmann nicht tief genug im Dämmer aufklärerischer Verzweckung des Seins, um das „tragische Ende der zweiten Liebesepisode in meinem Leben" nicht zu ahnen, wie er später (25. Januar 1803) den Bruch des Verlöbnisses mit Minna nennt.

PHILISTRÖSES GENIESPIEL UND DIE KATASTROPHE IN POSEN

Zunächst aber lebt er in jener „überaus lustigen Verbrüderung", die „leuchtende Blitze schleudert", „Geniestreiche" begeht, jener Verbrüderung junger Bürger, in denen das Aufklärungselement neupreußischen Wesens seinen sich selbst überschätzenden „revolutionären" Ausdruck fand. Im „Kater Murr" hat Hoffmann später diese Philisterbande, die sich über die Philister erhaben dünkt, das ganze hohle Pathos dieses „Katzburschentums" herrlich verhöhnt. Dieser philiströse Katerjüngling will sich um alles in dieser Welt gemütlich einrichten; er hält sich für ein exzellentes Genie, weil er überdurchschnittliche Gaben des Intellekts sein eigen nennt, eine leidliche Feder schreibt und über ein ziemliches Register stets zuhandener Gemütsstimmung verfügt; immer bedacht auf das „on dit", will er auch seinen anerzogenen Sinn für Schicklichkeit und Moral nicht gelten lassen, weil die Burschen seiner Generation und seines Standes ihn lächerlich finden; er verkriecht sich in den Ofen, wenn von seinen besten Fähigkeiten die Rede ist, weil er Angst hat, ihretwegen sein Brot zu verlieren; — genau so müssen wir uns die Oberfläche und das ihm selber bewußte Wesen des Assessors Hoffmann in Posen vorstellen.

Die heilsame Katastrophe aber kam schon bald nach dem Karneval 1802. Wann Hoffmann „mit Kraft das Verhältnis zwischen sich und der Kusine vernichtet hat, welches sie und ihn unglücklich gemacht haben würde", wie er später in einem sehr ernsten Moment der Beichte (Frühjahr 1803) schreibt, wissen wir nicht. Auf alle Fälle war jetzt das Schicksal reif, ihn aus unwürdigen

Banden überhaupt zu reißen, ihn auf sich selbst zu stellen, zu sich selbst erwachsen zu lassen.

Über den Katern gab es die Spitze. Philister hier, Philister da. Wir brauchen nur im „Kater Murr" zu lesen, um uns dieser Leute zu versichern. Dieser Staat bestand aus zwei Schichten, die seine Gewalt trugen, zwei Apparaten, die sein Funktionieren gewährleisteten: Militär und Zivilbeamte. Viele widerstrebende Elemente hatte des großen Friedrich Schicksal und fanatische Tatkraft zusammengebracht. In diesen beiden Schichten waren die zwei historischen Stände zusammen dem Staat verpflichtet. In der Vergangenheit des preußischen Siedelwerkes wurzelnd, auf ihre alten Familien und Namen stolz die ostelbischen Adligen, deren Söhne ritterliches Wesen in manchmal grotesker Verkleidung mit neupreußischem Militarismus verbanden: ein Stand für sich, mit eigener Ehre, mit eigenen Zirkeln. Diesen Leuten vor allem war der Staat Selbstzweck, ihr Staat, in den sie — ständige Opposition gegen Friedrich den Aufklärer und erfaßt, geführt, eingeordnet in die Geschichte durch Friedrich den König, den großen Feudalherrn — genug gerettet hatten, in dessen Fundament sie genug ihres Wesens eingebaut hatten, um ihre Rolle durch allen Wandel hindurch zu behaupten.

Hoffmann gehört nach Stand und Gesinnung durchaus zur andern Gruppe, mit der seine Familie groß und angesehen geworden. Er hat resigniert, ein eigenes Gesicht zu haben, er ist Bürger, Beamter und — was dazu gehört in jenen Jahren nach der Revolution — Freigeist, Zyniker. Er ist den Banden der Familie entlaufen und damit einem bestimmten Milieu, in dem man zwar Lessing, Schiller, Rousseau, den Goethe des Götz kennt und schätzt, aber seine bürgerlichen Ansprüche loyaler und ehrfürchtiger beim königlichen Thron anmeldet als der feudale Adel die seinen. Die Moral der Familie gilt ihm nun nicht mehr und somit die mit religiöser Ehrfurcht innegehaltenen Normen des Kodex, der ihrem Stand Haltung und Ansehen gibt. Er wird „das, was Schulrektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich

nennen" (25. Januar 1803). Und „Ausschweifungen erreichen allemal ihr höchstes Ziel dann, wenn man sie aus Grundsatz begeht". Preußischer Beamter und bürgerlicher „Katzbursch", der „Ausschweifungen aus Grundsatz begeht", um sich zu betäuben, d. h. um nicht zu merken, daß in der Gesellschaft seines Standes so wenig wie in jeder andern sein Wesen aufgehen kann — ist Hoffmann aufgenommen in diesem Bestreben von dem widersprüchlichen Pathos einer sozialen Schicht, Freiheit der Persönlichkeit zu verwirklichen, sich gegen Philisterei und Tradition im Namen der Persönlichkeit aufzulehnen — die man nicht hat. Einen der Genossen aus der „lustigen Brüderschaft", der dann mit Hoffmann das Opfer jenes „Geniestreiches" wurde, schildert uns der Dichter ausführlicher: den Regierungsrat Schwarz, der ein „sehr witziges Buch ‚Grundsätze einer unvernünftigen Polizei' geschrieben hat und Mitarbeiter an der Literaturzeitung ist" (6. Oktober 1800). „Er ist noch einer von den Zerstreuten des geistreichen Zirkels, der sich in den Jahren 1779—1780 — und später in Halberstadt gesammelt hatte." Die Frau Regierungsrätin „backt gute Pflaumenkuchen" und rezensiert nebenher Romane für die Literaturzeitung. Schwarz „will eine sehr witzige Operette" und Hoffmann „eine sehr witzige Musik dazu machen".

Zwischen dem Militär und der Bürgerschaft in Posen bestanden dauernde Reibereien, die im Freitod eines Juristen ihren tragischen und von der Bevölkerung gebührend empfundenen Höhepunkt erreicht hatten. Die Erbitterung wuchs, als der neue Platzkommandant zu seinen Repräsentationsbällen und Tees nur noch die Beamten einlud, die den Rang von Räten hatten. Aber es ist anzunehmen, daß zunächst weniger ständisches Ressentiment als die Freude am Spaß an sich und vielleicht auch der unbewußte Wunsch, das Schicksal herauszufordern, Hoffmann dazu bewog, seine karikaturensichere Hand der Wut der Ausgeschlossenen gegen den feudalen Reaktionär zu leihen. Später (Frühling 1803) sah er ein, daß er durch den ihm später verschwägerten offenbar psychopathischen Gottwald „mit teuflischer Geschicklichkeit zum Werkzeug einer

ausgesprochenen Rache gemacht worden war". Monatelang „porträtierte" Hoffmann die mißliebigen Persönlichkeiten; die Freunde pausten die Karikaturen gegen das Fenster — und so ausgerüstet zogen Schwarz und ein anderer junger Jurist als Bilderhändler verkleidet auf die Karnevalsredoute und verteilten die Konterfeis.

„ – die letzten leuchtenden Blitze, welche wir schleuderten, waren aber solche Geniestreiche, die empfindlichen Leuten, die wir nur für zu unschädlich hielten, Haare und Bart versengten. – Sie nahmen's übel und borgten sich von dem Olymp in B[erlin] her solche Gegenblitze, die mich endlich hieher an einen Ort schleuderten, wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin."

HEILSAM KRITISCHE VERBANNUNG IN PLOZK, NEUE LITERARISCHE VERSUCHE, SELBSTBESINNUNG UND HEIRAT

Dieser Ort, wohin Hoffmann am 21. Februar 1802 als Regierungsrat verbannt wurde, war das neuostpreußische Städtchen Plozk.

Zu dem Kreis um Schwarz in Posen hatte ein Kriminalrat Gottwald gehört, der später, wegen Dienstvernachlässigung und Unterschlagung öffentlicher Gelder seines Amtes enthoben und bestraft, außer Landes gehen mußte. Dieser Mann war mit einem polnischen Mädchen verheiratet, der Tochter des Stadtpräsidenten Rohrer sive Trzynski, deren Schwestern auf diesem Weg mit den Kollegen ihres Schwagers, also auch mit Hoffmann in Verkehr kamen. Eines dieser Mädchen war die neunzehnjährige Michalina Maria Thekla, die Hoffmann als seine Frau mit in die Verbannung begleitete. Unser Dichter hat sich wenig direkt über seine Frau geäußert. Aus seinen Lebzeiten haben wir kein schriftliches Dokument von ihr. Und die von der des Schreibens — und zumal des deutschen Schreibens — ungewohnten Witwe verfaßten Geschäfts- und Dankesbriefe an Hitzig, in denen sie sich auf das Nötigste beschränkt, dürften kaum einen Schluß auf ihr Wesen als des Künstlers Lebensgefährtin zulassen.

In Plozk ist Hoffmann endgültig auf sich verwiesen:

„Denke Dir Freund, was ich empfinden muß, wenn ich auf alles, was nur meinen Sinn für die Künste, für den Umgang mit geistreichen Personen, der den Geschmack bildet [, anregen kann,] gerade hin ganz Verzicht zu leisten genötigt bin?" (25. Januar 1803.)

Noch rebelliert er gegen diese geistige Hungerkur. Im Frühjahr 1803:

„Deine gütige Freundschaft nennt die Frucht jener bizarren Einsamkeit" (die frühere Abgeschlossenheit in der Familie) „Originalität – es ist aber wie ich wohl weiß und empfunden habe nichts als Starrköpfigkeit – Ungeschick! – Das Übersehen der Verhältnisse, die jedem, der als Knabe nachgeben und sich schicken in die Umstände gelernt hat, ins Auge fallen, hat mir einen guten Teil der Ruhe für lange Zeit gekostet."

Später, als dieser Jüngling nicht mehr Ernst Theodor Wilhelm, sondern Johannes, Anselmus, Balthasar, Peregrinus etc. hieß, hat Hoffmann Hippel recht gegeben, herrliches Recht gegeben. Hippel hat hier den Freund wohl tiefer und besser gesehen als er sich selbst, der Verbannte, der diese Abgeschlossenheit als Fluch empfindet:

„Ich müßte verzweifeln, oder vielmehr, ich würde längst meinen Posten aufgegeben haben, wenn nicht ein sehr liebes liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mir hier bis auf die Neige auskosten läßt, versüßte, und meinen Geist stärkte, daß er die Zentnerlast der Gegenwart tragen, und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann."

Noch ist die verpfuschte Karriere, die Entbehrung der schöngeistigen Kultur nicht verwunden. Aber schon tönen über moralischen, in ihrer Zweckbestimmtheit rührend durchsichtigen Reueanwandlungen ganz andere Saiten durch die Briefe. Die Jugendzeit steht wieder konkreter vor Hoffmanns geistigem Auge. Ohne den Bruch mit der „zweiten Lebensepisode" in alle Konsequenzen bewußt zu erleben, knüpft er an die erste inniger wieder an.

„Alle Stürme haben zu toben aufgehört, und Du wirst in mir ganz den alten Königsberger, Berliner, Leipziger, Dresdner, Dessauer pp. (ohe – nicht Danziger) wiederfinden!" (25. Januar 1803.)

Noch ist das alles – abgesehen von dem ekelhaften Stadium, das Hippel in Danzig kennen lernte – eine Einheit. Wie die literarischen

Arbeiten, mit denen sich Hoffmann Anfang 1803 beschäftigt hat, beschaffen waren, wissen wir nicht. Aber schon meldet sich das „anch'io sono pittore!", der Drang nach dem Durchbruch der eigentlichen Persönlichkeit in der eigenartigen Identifizierung mit Molinari, einem vom Schicksal verfolgten, außenseiterischen Maler, den er in Glogau kennengelernt und dem er bei seinen Malerarbeiten an der Jesuiterkirche — vom Publikum belächelt — geholfen hatte.

Am 26. Oktober 1803 sieht sich Hoffmann erstmals gedruckt. Im „Freimütigen" vom 9. September ist der Aufsatz „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt" zu lesen, den Hoffmann im Sommer geschrieben hat. Nach diesem Aufsatz, einer Auseinandersetzung mit der in der „Braut von Messina" verwirklichten Idee Schillers, den antiken Chor in das moderne Drama einzuführen, erfahren wir, daß sich Hoffmann, der damals etruskische Vasenbilder kopierte, auch mit der antiken Musik respektive ihren Spuren in der Literatur eingehend beschäftigt hat:

„Alles, was ich in den alten Skribenten auffinden konnte über die Musik und die damit verbundenen theatralischen Vorstellungen der alten Griechen, habe ich verglichen."

Für den späteren Opernkomponisten, den sein ästhetisches Prinzip des magischen Realismus, das er auch als Dichter stilistisch anwenden wird, mit modernsten Mitteln zu einer einheitlichen Kunstform zu führen sich bemüht, sind diese Überlegungen nicht unbedeutend, die zur Ablehnung der klassizistisch-antiquarischen Tendenz Schillers führen und für diese Ablehnung historische gute Gründe ergeben. Hier wird jeder Versuch, frühere Stilformen zu neuem Leben zu erwecken, gleichermaßen im Innersten getroffen mit dem Hinweis auf die völlig veränderte geistige Lebensart. Noch in den „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors" wird Hoffmann über stilistische Nachahmerei — hier meint er die Romantiker — höhnen. Weitere Folgerungen sind aus diesen noch recht unbeholfenen Zeilen nicht zu ziehen. Das Bleibende an dieser Kritik ist nicht die Ablehnung Weimars, sondern jedes Epigonentums, jeder formalen oder inhaltlichen Restauration, sei es nun der

Antike, der Renaissance oder des Mittelalters, die geradezu als geistesgeschichtlicher Spiritismus — in einem Atem mit der auch sonst gerne verhöhnten phrenologisch-morphologischen Geheimlehre etwa Galls — umschrieben wird.

Zu gleicher Zeit hat Hoffmann sich an einem Preisausschreiben Kotzebues im „Freimütigen" beteiligt, das dem besten Lustspiel galt. Der Künstler stellte sich selbst zum Problem des Stückes. Es geht um die Einmaligkeit der Berufung. Es geht nicht mehr um den Kunstbetrieb, sondern es geht um das entscheidend originelle, in geheiligter Stunde gezeugte Kunstwerk. Ist er, Hoffmann, der Berufene? Dies Preisausschreiben wird es nicht entscheiden, das weiß er. Also macht er zum Gegenstand die Vorstellung negativen Entscheides und sucht sich die infernalischste Vernichtung seines Künstlerstrebens aus, die er sich vorstellen kann: der amusische, bloß geschmäcklerische Bürger als erfolgreicher Stellvertreter des sich um den Preis bewerbenden Lustspieldichters. Hier nun sind wir dem eigentlichen Hoffmann schon unmittelbar auf der Spur: dem von seinem Genius immer wieder in den Bereich höchster Ansprüche gerufenen, diesen Ansprüchen gehorsamen, aber von tausend Dämonen im Hier des Zufalls, des widrigen Geschicks und in der letzten Bedrohung absoluter Zernichtung vor die Frage nach der Eigentlichkeit, dem Woher und Wohin seines Ichs unausweichlich gestellten Berufenen. Durch Kotzebues lobenden Bericht (Hoffmann erhielt den ausgesetzten Preis, womit er hoffte, dringliche Schulden bezahlen zu können und sich einen Namen als Schriftsteller zu machen, so wenig wie ein anderer) erfahren wir den Inhalt der Hoffmannschen Einsendung. Der Buchhalter liebt scheinbar hoffnungslos die Tochter des reichen Chefs. Um zu beweisen, daß er geistig vom Schicksal bevorzugt ist und daß er mit seiner Feder eine Familie standesgemäß ernähren könne, beteiligt er sich an Kotzebues Preisausschreiben. Der als Schwiegervater begehrte Chef fängt das Machwerk ab, findet es aussichtslos schlecht, schreibt ein besseres und erringt den Preis. Der Buchhalter ist geheilt und wird Schwiegersohn und

Teilhaber des begabten Brotherrn. Die Analogie: Hoffmann, der Glogauer Onkel und Kusine Minna ist naheliegend. Kotzebue lobt den unbekannten Autor und ahnt nicht, daß hier — siebenundzwanzigjährig und noch gänzlich unbekannt neben den schon berühmten Generationsgenossen — vom Schicksal einer vorbereitet ist, in vorderster Front in den Kampf einzutreten, der dem oberflächlichen Literaturbetrieb gilt und um die Einzigartigkeit des Künstlerstrebens geführt wird, wo es nicht mehr egal ist, ob Hinz oder Kunz sich zu Wort meldet. Kotzebue ahnt nicht, daß er den Mann lobt, der im Kater Murr einst das ewig gültige Konterfei des unheiligen, absolut diesseitigen und doch noch nicht einmal zu einer entschiedenen Metaphysik der Diesseitigkeit fähigen Literaten und schöngeistigen Philisters schaffen wird.

Im gleichen Sommer, ebenfalls durch eine Konkurrenz im „Freimütigen" angeregt, komponiert Hoffmann eine große Phantasie für Klavier. Der erwartete Erfolg bleibt aus, der Musikalienverleger Nägelin in Zürich, der alle Klavierkomponisten zur Mitarbeit an seiner durch Beethoven eingeleiteten Sammlung eingeladen hatte, schickt das Werk Mitte November zurück und sagt dem jungen Einsender „woran er sei" (Tagebuch 17. November 1803); aber „an demselben Tag, an welchem ich von der Miserabilität meiner Komposition überzeugt bin", setzt Hoffmann das Andante der Sonate in As-dur, die Ende des Jahres beendet ist. Zu gleicher Zeit, angeregt durch den Messegesang der Norbertinernonnen in Plozk, die „heulten wie die Uhus", ihm aber doch den lebendigen Kontakt mit der stets besonders geliebten Kirchenmusik aufrechterhielten, komponiert er eine Messe in D-dur.

Hoffmann hat diese Jahre des Exils fleißig genutzt. Abgesehen davon, daß er als Beamter „der fleißigste Arbeiter" unter dem „als ein eigner harter Mann bekannten Präsidenten [v.] B[eyer]" ist, wodurch er, der mit allen Fasern seiner Sehnsucht aus diesem gottverlassenen Nest sich fortsehnt, sich „denn auch die Gnade des H[errn] Großk[anzlers von Goldbeck] Excell[enz]!!! erworben" hat (an Hippel, Frühjahr 1803), ist er in allen drei Künsten tätig,

dichtet sich zu zwei Singspielen die Libretti, studiert eingehend Theorie und Geschichte der Musik, liest, was ihm unter die Finger kommt, plant viel — Großes und Kleines, Wesentliches und Unwesentliches. Das für uns Wichtigste aber ist, daß er in seinen Anschauungen, in seiner inneren Entwicklung dahin reift, seine geistige Gestalt zu finden. In Warschau, wohin er im Frühling 1804 endlich als Regierungsrat erlöst wird, begegnet er Zacharias Werner und Hitzig und durch sie den Werken und Tendenzen, die nunmehr sein Leben bestimmen, klären, reifen und bereichern werden.

Neben den wenigen Briefen an Hippel, den dichterisch noch unbeholfenen Librettifragmenten für den „Renegaten" und die „Faustina" haben wir für die entscheidenden Monate vom Oktober 1803 bis Mai 1804 das erste Tagebuch. Bei aller Anselmus-Peregrinushaften Naivität und neben Resten Murrscher Geschäftigkeit des bourgeoisen étudiant en belles lettres zeigt es schon die ganze kritische Schärfe, satirische Rezenz des überaus intelligenten und juristisch klaren unnachsichtigen Karikaturisten. Wir stehen am Rande der dritten Epoche in Hoffmanns Leben. Plozk ist der entscheidende Wendepunkt überhaupt, endgültig wird hier die Versuchung zum faulen behäbigen Kunstspießer überwunden. Der Hoffmann, der den ersten Warschauer Brief an Hippel schreiben wird, wird Genosse der Schlegel, Tieck, Brentano, werdender Erbe der Novalis und Kleist sein, schon bevor er die wichtigen Anregungen durch sie empfing.

Die Aussichten, endlich aus dem Sumpf Plozk befreit zu werden, sind nicht schlecht. Am 1. Oktober 1803:

„Vorgestern faßte ich den Entschluß endlich einmal, wie ich's mir schon so lange vorgenommen hatte wirklich ein reguläres Tagebuch zu halten und setzte den Termin zum Anfangen auf heute an."

„Recht jovialisch", „voller Vergnügen über die erhaltene Freiheit", dachte er sich diesen Anfang. Da erhält er die Nachricht vom Tode des Onkels in Berlin, der sich für ihn verwandt hatte. Damit ist der vierte Todesfall verzeichnet, über den wir Hoffmann sich äußern hören. Da war einmal der Justizrat Ernst Vöeteri,

Großonkel Hoffmanns auf zwei Wegen (seine Eltern waren ja Geschwisterkinder), ein „Heros aus der alten Zeit", wie ihn Hippel, die Ehrfurcht der Knaben weitergebend, nennt. Die Mutter ist gegangen, die Frau, die still resigniert und ohne eigentlichen Bezug zum Leben ihre Jahre innerlich fern von ihrem Kind als gebrochene Tochter ihrer Mutter mit dieser im Wohnzimmer des Königsberger Doerfferschen Hauses verträumt und verweint hatte. Auch der ferne, zum Mythos der Liederlichkeit und gefährlicher Genialität gewordene Vater, das Schreckgespenst eigener Dämonie, der im Gedenken der durch diesen Fremdling aus eigenem Blut aufgestörten Familie als ferner Schatten über allem Dasein lebt, ist nicht mehr. Und nun stirbt der eigentliche Erbe der Vöeteri-Doerfferschen Beamtentradition, der Berliner Geheime Ober-Tribunalrat, der es übernommen hatte, Hoffmann trotz aller Schwierigkeiten des offensichtlich ererbten väterlichen Naturells und trotz der in die Brüche gegangenen Verlobung mit seiner Tochter weiterhin den Weg in die Erbfolge zu ebnen; der Onkel, den Hoffmann als einen sauberen, ehrlichen und korrekten, wenn auch für sein eigentliches Selbst verständnislosen Mann mit der ihm eigenen großen Verehrungsfähigkeit geachtet und geliebt hat. Die vorerwähnten Todesfälle gehören in die erste Lebensepoche. Schon da fällt die eigentümlich verhaltene und knappe Sprache auf, mit der die Tatsachen mitgeteilt werden, wenn auch die offenbar große Erschütterung, die der junge Mensch dadurch erfuhr, durchtönt. Hier aber haben wir den unerbittlichen unsentimentalen Beobachter seiner selbst vor uns, den Realisten, der sich dem Faktum gegenüberstellt und seinen Gefühlen nicht mehr Bedeutung zumißt, als sie im Gesamt des Geschehens haben.

„Die Tränen sind mir nicht ausgebrochen – auch hab ich nicht geschrien vor Schrecken und Schmerz aber das Bild des Mannes den ich ehrte und liebte steht mir immerwährend vor Augen – es verläßt mich nicht – Den ganzen Tag ist mein Innres in Aufruhr gewesen – meine Nerven sind so gespannt daß ich über jedes kleine Geräusch zusammenfahre." „In voriger Woche klopfte nachts einmal etwas an die Türe – meine Frau behauptet der Onkel habe Abschied genommen – heute bin ich geneigt so etwas zu glauben,

und mich mit allen Schwärmern hinter Hamlets Ausspruch zu stecken." „Meine Frau ist zu Bette gegangen, und mich wandelt eine Kinderfurcht an im öden Zimmer – Das nenn ich schwach sein – Ich wünschte es wäre schon Morgen – liegt nur erst eine Nacht zwischen ein[em] solchen Inzidenzpunkt und der Fortsetzung des Lärmens um Nichts – der elenden Farce aus der denn doch alles menschliche Treiben und Tun besteht, so gewinnt die Ansicht der Dinge wieder ein günstigeres Kolorit – Ich wette daß die folgende Seite besser klingen wird."

Hoffmann hat je und je eine Scheu davor gehabt, über Dinge zu schreiben, die nicht erledigt, geistig verarbeitet waren. Selbst dem Freund gegenüber erlaubt er sich selten den Ton unmittelbarer Erlebnismitteilung und noch seltener stilistische Nachlässigkeit, die das Unverarbeitete unmittelbar sich ergießen läßt. Seine Tagebücher sind, wollen wir das Geheimnis seines Werdens — und in dieser zweiten Periode der Versuchung und des Umbruchs, der Vorbereitung und des Icherwachens liegt uns besonders daran — ergründen, eine unerschöpfliche Quelle schier verbotenen und nur in strenger Verantwortlichkeit vollziehbaren Einblicks in die Struktur dieser vielspältigen Seele. Bunt vermischt und kaum zu trennen von den oben zitierten Ausbrüchen panischer Urangst vor dem Unbekannten und dem bangen Fragen nach dem letzten Wohin und Sinn dieses Lebens: „Guter Gott warum mußte gerade der Onkel in B sterben warum nicht lieber — —" — der Seelendiätetiker und sinnlose Schmarotzer am Leben in Königsberg — ist hier zu ergänzen, dieser Mann, der in seinem alltäglichen Leerlauf ein diabolisches Gespenst über vielen Tagen und Jahren des Knaben und Jünglings war. Der Frage an das unbegreifliche Fatum, das einer Familie ihr Haupt, dem Staat einen fruchtbaren Diener und der Gesellschaft ein angenehmes und in seinem Fehlen wohl bemerktes Glied nahm, um einen unnützen anderen lästigen Trottel seiner Umgebung zu lassen, geht parallel der Wunsch, der sie verstummen macht: möge der kinderlose Narr zur Gruft gefahren sein, dessen Erbe ich bin, nicht der mit direkten Nachkommen und Erben gesegnete Onkel, dessen Wirken für meine Befreiung mit eins abgerissen ist. Mitten eingestreut in die

zitierten Stellen finden sich Lamenti über die wieder unsicher gewordene Zukunft. Und als Hoffmann zwei Tage später dem Freund schreibt, tut er es in einer Sprache, die zynisch und überlegen tun will und damit dem Uneingeweihten fast gemein klingt: „Der Onkel in Berlin wird mich nicht mehr sehr empfehlen, er ist, wie Mercutio beim Shakespeare sagt, ein stiller Mann geworden; in der Nacht vom 24 auf den 25 Septb starb er an einer Lungenentzündung." Auch wenn wir den im gleichen Jahre erfolgten Tod der geliebten Tante „Füßchen", der Johanna Sophie Doerffer, der „geistreichen achtungswerten alten Jungfer, der einzigen im Hause, die Hoffmann begriff", wie sie Hippel charakterisiert, eigentlich nur als das aus finanziellen Schwierigkeiten befreiende (diese Aussicht wurde dann schwer enttäuscht) Hinscheiden einer wohlhabenden Erbtante finden, tun wir gut, uns der tränenlosen Gefühlsscheu Hoffmanns zu erinnern, für den es schon einer tiefen Erschütterung durch den bedrohlichen Unfall der geliebten Gattin bedurfte, bis er (Tagebuch 24. Mai 1813) Gott lobt wegen ihrer unerwartet schnellen Wiederherstellung.

Obige Tagebuchnotiz vom 1. Oktober 1803 hat noch eine andere wesentliche Bedeutung: hier einzig wird der Frau als der Teilnehmerin an einem Gespräch gedacht. Es geht um den Tod, es geht um angstvoll vernommene Zeichen aus dem Jenseits, es wird geführt in einer Zeit, als mit vollem Bewußtsein der Problematik der Durchbruch geschieht von diesseitsgebundenem, im Hier gesellschaftlicher und zweckbestimmter Belange verhaftetem „Lärm um Nichts" zur wesenhaften Weite des allgeistigen Kosmos, zur Frage um Gott und die abgründige Qualität alles Seins. Nur wer gewohnt ist, schicksalhafte Momente und Begegnungen zu übersehen, kann diesem kurzen Eintrag keine Bedeutung beimessen. Wir werden, wenn wir dieser Frau in Hoffmanns Leben und Werk uns zuwenden, diesen Moment wieder aufgreifen müssen.

4.

UMBRUCH

In Glogau, erregt vom Schicksal jenes vor den Erinnyen herfliehenden Malers Molinari, schaute Hoffmann aus dem Fenster auf die buntbewegte Menge der Kirchgänger — ein anderer Faust.

„Denk Dir eine lange Kette, deren Glieder blaue Mäntel (in den Mänteln stecken res sese moventes) sind! So erbaulich, wie denen da zu Mute ist, so fromm sie selbst durch die Beschwerlichkeit des Ganges gestimmt werden, so können wir beide, Du und ich, nun und nimmermehr sein – Du wohl noch eher – –." (22. Januar 1797.)

In Berlin und Posen wäre solche Sehnsucht absurd gewesen. In Dresden hatte Hoffmann — beim ersten oder zweiten Aufenthalt? — Kirchenmusik erlebt. Bezeichnenderweise hat der Rokokophilister dies Erlebnis tief im Unbewußten seines Gedächtnisses bewahrt. In Plozk geht er — der Empfindlichste gegen unreine Musik — nur um der frommen Melodien willen in die wie von heulenden Nachtvögeln gesungenen Messen der Norbertinernonnen. Entzündet am mißtönigen Ersatz, lebt die Erschütterung durch das in Dresden Gehörte mächtig auf:

„Was werde ich empfinden – – wenn ich wieder eine Messe in Dresden hören werde! – es wird nicht zum Aushalten sein, ich werde weinen wie ein Kind!"

Hier ist es nötig, sich Kleists zu erinnern, des ebenfalls durch die Aufklärung auf den Weg in die Welt gestellten, auf die Suche nach sich selbst in die Weite gejagten Preußen, des entflohenen Beamten. Am 19. März 1799 noch schreibt er an Martini:

„In mir und durch mich vergnügt, o, mein Freund! wo kann der Blitz des Schicksals mich Glücklichen treffen, wenn ich es fest im Innersten meiner Seele bewahre."

In einer Sicherheit seines monadisch im Gesamt des Weltganzen fixierten Ich, die Hoffmann nie derart gekannt hat, strebt dieser junge Mensch aus so anderem Blut und so verwandtem Schicksal nach der Totalität einer noch ganz aufklärerisch — im besten Sinne — gemeinten Wissenschaft und Metaphysik, wie es Hoffmann in seiner zweiten Periode nach einer Totalität der das Leben verschönenden Kunst des Rokoko verlangt. Nach der großen Zerstörung dieser Sicherheit, auf der Flucht nach Paris, verfallen mit Welt, Menschheit und seinem Schicksal, finden wir Kleist fast zu gleicher Zeit wie Hoffmann in Dresden, von wo er am 21. Mai 1801 seiner Braut Wilhelmine v. Zenge schreibt:

„Nirgends fand ich mich aber tiefer in meinem Innersten gerührt als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik noch zu den andern Künsten tritt, das Herz gewaltsam zu bewegen." „Ihn" (einen Beter) „quälte kein Zweifel, er glaubt" „ – ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht mich neben ihn niederzuwerfen, und zu weinen – Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden –."

Kleist, der Geistesbruder Hoffmanns, erlebt (zwei Monate nach dem entscheidenden Brief über Kant, über dessen Philosophie, die ihn endgültig aus seinen aufklärerisch-optimistischen Träumen gerissen hatte) die Gewalt der alten Kultur. Es erschüttert ihn das sakral gestaltete In- und Miteinander der Künste, darin die durch den erkenntnistheoretischen Skeptizismus errichtete Schranke vor dem Reich lichter und absoluter Wahrheit nicht gilt, der schöpferische Mensch das Werk im Ton der Offenbarung zur Seele unmittelbar ohne Einschaltung des Verstandes sprechen läßt.

„Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner selbst bewußt ward, meine schönsten – jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schaudern denken kann –"

heißt es weiter in jenem Brief. Hier ist die Schwelle bezeichnet; jenseits stößt der unglücklich und fruchtlos philosophierende, an der Grenze seines Verstandesvermögens den Weg des aufgeklärten Bürgers endgültig verlassende preußische Offizierssprößling weit über sein rationales Begreifen zur Verkündigung tragischer Lebens-

geheimnisse vor. Wenig später wird er mit Adam Müller, F. G. Wetzel und G. H. Schubert mitten in der neuen Bewegung stehen: der Selbstsuche, der Aufklärung, die in der Vernunft ihren Ausgang und ihr Ende hatte, wird die Suche nach dem irrationalen Gottesfunken entgegengestellt. Der Weltsuche monistischer Metaphysiker hatte der Panmechanismus als trostlosester Leerlauf mit apokalyptischer Unheimlichkeit gedroht. Hier wird eine neue, allgeistige, all-lebendige Weltschau gläubig und genial entworfen. Dem politischen Atomismus der bürgerlichen Revolution entgegen wird in Mythos, Landschaft und Geschichte des Wesensgesetz des Völkischen entdeckt und verkündet. Tausend Bezügen, dem Verstand nicht zugänglich, wird der Mensch zugeordnet; sein Wesen wächst dem Himmel des Kosmos, der Erde des Heimatlandes und dem Schicksal des Volkes zu, die Vergangenheit wird groß und hell im Lichte mythisch-religiöser Verklärung. Aber Höllen tun sich auf, der sehender gewordene Mensch steht vor tieferen, schreckvolleren Mysterien des Urdualismus von Licht und Finsternis, Gut und Böse, Blut und Geist. Abgründe der Seele, Abgründe diabolischer Verführung klaffen. Die einmal erwachte Frage nach dem Ich, dem Kern der Persönlichkeit und der Identität dieses Kernes in den unzähligen Aspekten, die sie sich und anderen bietet, nach dem personans und dem personatum im groteskt-ragischen Maskenspiel des Lebens, nach der Erkenntnis des einmalig Besonderen im Einzelschicksal und seinem Anruf von Gott, nach der Möglichkeit und Wünschbarkeit dieser Erkenntnis dem Selbst und dem Nächsten gegenüber, nach der Rolle, die die Seelenfunktionen des Denkens, Fühlens, Wollens, Liebens, Hassens bei dieser Erkenntnis spielen können oder nicht spielen können, nach der Dignität des Glaubens und des Wissens im Gewirr sub- und transrationalen Lebensgeflechtes, kurz die tausend Probleme metaphysisch oder religiös intendierter Anthropologie und Kosmologie sind wach in den aus der bürgerlich-absolutistischen Metaphysik Ausgebrochenen. Und es gibt kein Vergessen dieser Frage in resignierender Gläubigkeit, im ästhetisch sich erschließenden

Himmel vergangener Jahrhunderte. Und wo Angehörige dieser Generation, aus dem Nichts aufgeschreckt in das All, solche Resignation versuchten, sind sie für uns eigentlich nur interessant in ihrem Zwiespalt, der immer ungelöst bleibt.

Kaum je sind diese rückwärtsgewandten Heimatlosen von den religiös wie metaphysisch im Urboden christlicher Kultur Beheimateten wirklich anerkannt worden. Wo solche Anerkennung trotzdem sich ereignete, geschah es im Grunde entgegen den Gerichtetheiten, die aus dem traditionellen Boden rechtmäßig erwachsen. Wenn Jos. Nadler seinen Finger auf die Kontraste zwischen Romantik und Restauration legt — diesen Gegensatz bedeutend zwischen denen, die aus der Vergangenheit herauswuchsen in eine ihnen fremde Welt und sie zurückzuverwandeln suchten, und denen, die in dieser fremden, heillos unheimatlichen Welt beheimatet sind und vordrängten in Urland, das sie mit dem Alten in eines setzten —, so ist durch diese Erkenntnis Wichtigstes für das Verständnis unserer Jahrzehnte gewonnen. (Allerdings wäre dann zu fragen, ob die Scheidungen regional und personal wirklich so durchzuführen sind, wie Nadler das tut, ob nicht das Einzelschicksal gerade und nur am Ineinander und Widereinander beider Zeittendenzen wächst und reift resp. tragisch scheitert.)

Wir sprachen von Kleist, — weil er beispielhaft aus dem Nichts sich erhob, den Weg der Restauration weder aus ererbter Berechtigung gehen durfte, noch aus Furcht vor persönlichem Schicksal zu gehen sich anschickte. Und es geht uns um dieses Beispiel, weil es für Hoffmann deutend ist. Wir haben gerade an dieser Stelle davon zu sprechen, weil in Plozk sich Hoffmann auf eine Kleist so verwandte Haltung hin entwickelte. Von dem Moment an, wo er seiner künstlerisch-geistigen Bedeutung bewußt seinen Platz in der Geistesgeschichte einnimmt, bis zu dem Moment, wo er ihn verläßt, bleibt diese Haltung in selten eindeutiger Konsequenz typisch für ihn. Kleist hat auf seine Art in steilster künstlerischer Entwicklung sich den vorhin benannten Fragen gestellt;

sie haben Gestalt um Gestalt aus dem reichen Arsenal seiner zerquälten Phantasie auf die ewige Bühne der Weltdichtung gerissen. Fast dasselbe könnten wir von Hoffmann sagen; aber zwischen dieser gleichartigen Aussage stünde die ganze Vielfalt des andersartigen individuellen Wegs. — Notwendigerweise konnte für ihn das Werden zum Künstler kein Sprung ins Zentrum schöpferischer Gestaltung sein, kein traumhaftes, fast somnambules Schreiten durch die Abgründe, sondern ein Sichern von Schritt zu Schritt, hellbewußt über jeden Absturz und jede Steilwand.

Kleist und Hoffmann haben sich nie gesehen. Wir haben keinerlei Kunde davon, daß sie voneinander wußten. Aber Hoffmann wird — nach Kleist Tod erst — den Schrecken und die Seligkeit, die ihn von der kindlichen Geliebten Julia Marc her durchschauern, mit dem Namen des Kätchens von Heilbronn bezeichnen, das er in Bamberg auf die Bühne bringen wird. Er wird das philosophische Vermächtnis Kleists, das „Marionettentheater" in sich aufnehmen und aus brüderlichem Geist verstehen. Er wird den Manen des Zerschellten nah sein durch mehr als eine Berührung; mehr als eine Begegnung mit den gleichen befreundeten Männern wird die im gleichen Zeitraum Lebenden schicksalhaft verbinden. Wenn irgendwo die Wirkung des Zeitgeistes sichtbar wird, so in diesen beiden Jünglingen, die beide in Dresden von von der aus vergangenen, ihrem Schicksal fremden Zeiten zu ihnen klingenden, Gott kündenden Schönheit ergriffen auf die Knie sinken möchten in der Sehnsucht, die Augen von gnädiger Heilandshand geschlossen zu bekommen für das abgründig drohende Nichts, vor dem sie stehen — heillos verwirkte Schicksale, Entlassene aus der Gnade, Verlorene aus der Hoffnung: und die trotzdem nicht vergessen, nie vergessen können, so innig ihr Ringen darum ist.

Hoffmann nennt sich im „Freimütigen"-Aufsatz — spielerisch genug im Zusammenhang — einen Klostergeistlichen und findet diese Vorstellung sicher gar nicht so absurd, wie man annehmen sollte; denn allen Ernstes kokettierte er — notwendigerweise

bleibt es das noch in dieser Zeit — dem Freund gegenüber im Briefe vom 25. Januar 1803:

„Jetzt leb' ich wie ein Heiliger, der Buße tut, oder eigentlich wie jeder Christ leben soll, in der Hoffnung des Zukünftigen — —",

wobei dieses Zukünftige wohl weniger das jenseitige Reich Gottes als vielmehr eine recht diesseitige Versetzung an einen angenehmeren Ort ist.

Hoffmann ist katholisch getraut (am 26. Juli 1802). Er wußte um das Mysterium der Ehe und ihres Sakraments. Später, in Bamberg, wird er Fronleichnamsprozessionen mitmachen. Er, der Realist, wollte auch das Mysterium des Gekreuzigten und Auferstandenen schauen, in wundergläubigem Peregrinusherzen erleben. Aber sein Weg war nicht der der Restauration. Sein Weg blieb zuinnerst der einsame, dem Ich verpflichteteWeg des abendländisch-faustischen Menschen, der seine Karikatur sowohl wie Zeichen unerhörter Größe und Gewalt von Anbeginn seiner Zeit in der Renaissance bis zur Aufklärung und über sie hinaus in Hoffmanns Zeit immer wieder sichtbar gemacht hat. Hoffmanns geistiges Werden ist von nun an — wir versuchten in diesem Kapitel den Grund zu zeigen, aus dem es sich erhob — ein ständiges Wachsen zu faustischer Größe, das Werden aus dem status der völligen Vereinsamung und Entfremdung heraus in einen neuen Himmel und eine neue Erde, deren Keime im Menschen selbst liegen. Er hat durch sein Werk und auch durch sein Leben wie kaum ein anderer Dichter oder Denker seiner Zeit das Problem der Existenz, der ausgestoßenen aber erwählten Kreatur, wirklich existenzial, d. h. aus dem radicale der Voraussetzungen der Existenz selber, ihrer letzten Verworfenheit und Verheißung, durchgehalten und in eigenster — breit im Gegebenen der Menschheitsgeschichte und seiner Zeit wurzelnder und doch ihm ureigener — Sprache und Gültigkeit weitergegeben.

II

ERNST THEODOR AMADÄUS HOFFMANN IRONISIERT ERNST THEODOR WILHELM HOFFMANN

5.

DAS MENSCHLICHE UND LITERARISCHE WERDEN ERNST THEODOR AMADÄUS HOFFMANNS ALS MYTHOLOGEN DES BÜRGERS. DER KAMMERGERICHTSRAT DICHTET

Weit liegen die Jahre der Selbstentfremdung durch den „Lärm um Nichts" hinter dem Dichter. Die Gespenster, Teufel und Dämonen, die seinen Geist bedrohen, haben das Gewand des selbstsichern hohlen Bürgers ausziehen und sich tiefer als geistige Wirklichkeit offenbaren müssen, um ihn zu schrecken. Selbst der Staatsdienst beschwert sein Leben kaum mehr — im September 1814 ist er durch Vermittlung Hippels aus gräßlicher Not in Dresden und Leipzig an das Berliner Kammergericht berufen worden —; mit überlegener Fähigkeit tut er seinen Dienst und gerät nicht mehr so sehr als Privatmann und Dichter wegen der ungebührlichen Beanspruchung seiner der Kunst gestohlenen Zeit, als vielmehr wegen offensichtlicher Mißstände in der Rechtsprechung — vor allem der politischen — in Harnisch. Am 1. Mai 1820 schreibt er an seinen Bamberger Freund Speyer in einem groß angelegten rückblickenden Brief:

„Ich weiß, Liebster! daß Sie Teil nehmen an meinem Treiben und Tun und freuen wird es Sie daher gewiß zu hören, daß mein Standpunkt im Geschäftsleben wirklich von der Art ist, wie ich ihn nur wünschen kann. – Man erzeigt mir die Wohltat, mich nach meinem Ratspatent vom Febr. 1801 [rect. 1802] in das Kammergericht einrücken zu lassen und diese Anciennetät bringt mir den Vorteil, daß ich jetzt schon zum ältesten, mithin vorsitzenden Rat, der in vorkommenden Fällen den Präsidenten vertritt, hinaufgealtert bin und ein Gehalt von 2300 rth. Cour., zur Hälfte Gold, beziehe. – In Berlin ist das nicht so sehr viel, aber doch hinlänglich um nicht hinter dem Ofen sitzen

zu dürfen. Klagen könnt' ich über viele Arbeit, zumal, wie Sie vielleicht aus öffentlichen Blättern wissen werden, mich des Königs Majestät zum Mitgliede einer Immediat-Justiz-Untersuchungs-Commission ernannt haben, die sich ausschließlich mit der Untersuchung geheimer staatsgefährlicher Verbindungen beschäftigt, indessen arbeite ich gern und dem Himmel sei es gedankt! – leicht und frisch von der Hand weg! –"

Der Kammergerichtsrat, dessen „Undine" ein großer Erfolg für den Komponisten geworden, dessen Bücher Tagesgespräch und Lektüre von hoch und niedrig geworden sind, dessen Gestalt — weit über Berlin hinaus — Mythos von Genialität, Skurrilität und beängstigender Besessenheit geworden ist, den bedeutende Dichter und Denker ihrer Freundschaft für würdig befunden haben, ist sich zu deutlich seines persönlichen Wertes bewußt, um sich bedrücken zu lassen von täglichen Absurditäten des oberflächlichen Betriebes oder sich gar verführt zu sehen vom Wunsch nach schläfriger Behaglichkeit. Im „Dei von Elba" betrachtet der Dichter in der Maske des Türmers die fade kannegießernde und geistig faule Bürgerwelt, der kein politisches Ereignis prinzipielle Entscheidung abnötigt, erschrocken zugleich und ironisch. In „Des Vetters Eckfenster" porträtiert er sich ähnlich — nur, vom Tode beschattet, ist er menschennäher und gütiger geworden. Er sieht sich das Treiben des Volkes an, es lächert ihn das Lächerliche, es ergreift ihn das Ergreifende, es empört ihn das Empörende, und das Schreckhafte erschreckt ihn — doch nun nicht mehr ihn als einen von menschlicher Enge in der Entfaltung seines Genies Bedrohten, sondern als den Künder wahrer Menschlichkeit, der das Ebenbild Gottes gefährdet und geschändet sieht von Gewalten, die sich des Daseins da bemächtigen, wo es leer gelassen, unerfüllt und hohl bleibt.

Wenn der „Berganza" — ein „geistiger Aderlaß" — noch geschrieben wurde, um unmittelbar Erlebtes im ganzen Schmerz des dem Menschen im Künstler Widerfahrenen weiterzugeben, zu protestieren gegen eine Welt des Unvermögens, geistig-sittlichen Kastratentums; wenn dort noch die ganze Wut des Genies gegen ein anmaßliches Gesindel schreit, das die Kultur für

sich beanspruchen zu dürfen glaubt, mit der es sich nur um seiner persönlichen Eitelkeit willen behängt, so wird diese Gesellschaft von geistigen Hochstaplern und Puppen schon im „Goldenen Topf" aus der Perspektive gütigen Humors geschildert.

Den Bamberger Kapellmeister hatte der aufgeblasene Bürger, hatten Herr und Frau Null als schrullenhaften Sonderling und wegen der angenehmen Zerstreuung, die ihnen seine Kunst verschaffte, am Rande ihres „eigentlichen" Lebens geduldet als Paria ihres Vergnügens. Noch dazu war er ihnen sittlich nicht ganz einwandfrei: der verheiratete Mann hatte sich in offensichtlich unschicklicher Weise in seine jugendliche Schülerin Julia Marc verliebt. Dieser gleiche Bürger, Inhaber angesehener Ämter, Hort der Künste und schönen Wissenschaften, in dessen Gehege sich Hoffmann einst gesehnt hatte, um Ruhe vor den Bedrohungen seiner Existenz zu finden, hatte ihn, als er ein genialer Künstler geworden, der „gelernt hatte, sein Sach auf Nichts zu stellen", höchstens als halb gezähmtes, immer mit Mißtrauen zu behandelndes Wundertier geduldet. Und als dieser Bürger dann ihm, dem Johannes Kreisler, der er jetzt war — in der ganzen Größe und ergreifenden Turbulenz seines um den innersten Punkt seines Seins kreisenden Schicksals — den heiligen Traum seines Lebens in ekler Tierheit zerstört hatte: Julia-Kätchen als ebenso um bloßes Nachtvergnügen besorgter Lüstling sich erhandelt hatte, wie der gleiche Typ Kerl einst Cora in Königsberg unwürdig besessen, da erwacht in Hoffmann das Gegentier, und als Berganza zerreißt er in Wollust die ganze Gesellschaft, hätte ihr den Speichel seiner Verachtung am liebsten namentlich und jedem Kinde deutlich ins verhaßte Gesicht gespien. Aber der begütigende Verleger-Dompteur Kunz, der mit Recht annahm, als „Freund" dieses am Himmel der geistigen Geschichte aufflammenden Kometen selber unsterblich und daneben als Händler der pikanten Ware auch nicht ärmer zu werden, hatte ihn in den Rahmen des nötigen Anstandes beschnitten und gesellschaftsfähig gezähmt — diesen mordlustigen Hund, der da aus dem Dichter die Zähne bleckte.

Weit liegt die Plozker Zeit hinter Hoffmann; die Bamberger Jahre geben durch das Julia-Kreisler-Erlebnis unendlich wandelbaren Stoff zur Enthüllung des Ich-Du-Geheimnisses; die Komplikationen der Seele tun sich dem wissenschaftlich wohlgeschulten Psychologen hinter den auf „Persönlichkeit" uniformierten Bürgermasken grotesk und tragisch auf und zwingen den Erkennenden zu Humor und Güte; das Reich der Geister, der sphärischen Harmonien und Dissonanzen, Himmel und Hölle sind dem Geweihten sichtbar und erschließbar geworden, und des Bürgers Auge gewöhnt sich durch den Dichter, den Teufel auf offener Straße als alten Bekannten zu begrüßen. Hoffmann, durchschauert wie wenige von der Urangst der Kreatur, hat gelernt, diese Angst auszuhalten und im Aushalten zu überwinden; die Gespenster seiner Schau, die gefallenen Geister des Himmels so gut wie die Stiefbrüder seines Ich in seinem Dichtergarten zu empfangen, mit ironischer Höflichkeit sie an den ihnen im göttlichen Rat angewiesenen Platz zu verweisen, weil er um die — selten und dann mit keuscher Scheu genannten — Heiligkeiten und erlösenden Gestalten der Welt des Geistes zu wissen gelernt hat.

In Glogau — noch lange vor dem tiefen Absturz in den Pfuhl bürgerlicher Behaglichkeit — schrieb Hoffmann an Hippel (15. März 1797):

„Endlich, endlich reiße ich mich los von allem, was mich umgibt, was mich mit unsichtbaren Ketten an die uninteressantesten Dinge fesselt, um Dir in einer süßen ruhigen Stunde, die ich ganz froher Vergangenheit weihe, zu sagen, daß ich Dich innig liebe . . . ."

Und dieses Gefesseltsein an die eitlen Dinge des bürgerlichen Behagens nennt er „Veränderung, die mein Ich — die guten Seiten meines Ichs gewaltsam zerstört hat". Und er benennt, nicht deutlich zwar, aber eindeutig genug, diese unsichtbaren Ketten mit der Angst vor der „Hölle in der Brust, die unaufhörlich brennt", die das Cora-Erlebnis in ihm entfacht hat. Der junge Mensch, der sich gewaltsam zum Bürger entscheiden wollte, der

die Hölle fliehen wollte, weil er keinen Himmel mehr glaubte, wurde dann gewahr, daß eben das Ziel seiner Flucht, die konturlosen Landschaften des „man", die unheimlichste Hölle ist. In Plozk zeichnet er sie als den Schlamm der Gemeinheit, in den seine Umgebung versunken, in den man ihn, den neu zu sich selbst Erwachten, mit aller Gewalt ebenfalls hinunterstoßen will. Der Bürger — das Atom eines „man" mit dem Namen einer Person — wird also zuerst als alter ego erlebt, und Hoffmann braucht nur die Schreckenskammer seiner Erinnerung zu öffnen, um ihn je und je als lebendigste Eigengestalt auf die Bühne seiner Darstellung zu zaubern.

UM DEN GESCHICHTLICHEN UND ANTHROPOLOGISCHEN WERT DES BÜRGERS

BÜRGERTUM – POSITIV UND NEGATIV

HUMANITÄT UND AUFKLÄRUNG

Jeder Mensch ist Bürger einer Gemeinschaft. Hoffmann war in Berlin sogar ein dem bürgerlichen Leben positiv zugewandter Beamter — trotz Lutter und Wegener. Seine Haltung als Kammergerichtsrat zeigt uns ihn — den Unpolitischen und Verächter jeder Parteiung — als unerschrockenen Kämpfer gegen jede Willkür und unbestechlichen Parteigänger der bürgerlichen Emanzipation. Hoffmann hat dem Bürger auch in seinen positiven Zügen mehr als ein liebendes und ehrendes Gedenken geschenkt — vor allem natürlich im Zusammenhang mit Nürnberg, dessen ständische Ordnung er wie seine Generationsgenossen seit Wackenroder-Tiecks Entdeckung positiv wertete.

Anderseits ist der unheilige Mensch, der Philister, um den es hier dauernd geht, nicht ein ständisches Phänomen. Es handelt sich um den in einer niederen Trieb- und Geltungssphäre, im transzendenzlosen bloßen Da-sein befangenen Menschen, um den Bürger bloß dieser Welt, um den Profanen. Fürst Irenäus in der Kreislerbiographie: ein klein-geistiger Absolutist, der in seiner

feudalen Scheinwelt ein gespensterhaftes Dasein führt. Wunderbar ist die Charakterisierung seiner feudalistisch-traditionalistischen Stumpfheit gleich zu Anfang des Buches; es ist ein Sturm über die Welt gegangen (Französische Revolution); Irenäus aber versteht in seiner Blödigkeit keines seiner Zeichen. Der Graf von Brakel in „Das fremde Kind": auch eine Verkörperung der leeren selbstbezogenen Gesellschaftlichkeit, ein Mörder an den Seelen seiner Kinder und ihrer wundersamen Lebendigkeit, der alles Leben nach der Elle seiner Vorurteile mißt; er stellt den Hauslehrer Magister Tinte an, der in Wirklichkeit ein verkleideter teuflischer Geist ist, ein Todfeind des Wunders, der Phantasie, die den Kindern die Buntheit des Seins aufschließt, des „fremden Kindes". Geradeso wie diese Adligen samt ihren Sippen gehört hierher der bürgerliche „étudiant en belles lettres" Murr oder der schulmeisterliche Konrektor Paulmann des „Goldenen Topfes" und ihre unzähligen Verwandten im Hoffmannschen Werk.

Im Gebrauche dieses Wortes Bürger und seiner Doppelbewertung gerade im Zeitalter Goethes bezeichnet sich die tragische Situation des Schicksals deutschen Geistes. Einesteils ist die geistige Bewegung des Deutschland um die Jahrhundertwende, die die Stunde des deutschen Geistes überhaupt ist, eingeordnet in die große Evolution des Bürgertums, die Evolution eines Standes, der nicht mehr Stand, sondern „Menschheit" schlechthin darstellen will. Bürger also bedeutet hier nichts als die soziale Ansicht des Begriffes Mensch, erhält seine metaphysische Würde in der Humanität, die das Wort der Geschichtsepoche überhaupt ist, die wir Neuzeit zu nennen gewohnt sind. Man soll das echt humanitäre Pathos nicht unterschätzen, das in der Französischen Revolution lebendig und wirksam war. Mit diesem Ereignis nun war die alte Ständeordnung, die schon im Absolutismus ein mißbrauchtes Scheindasein geführt hatte, im immer noch wichtigsten Lande Europas beseitigt, nachdem der Bürger dem in die Welt ausgreifenden England schon seit der Elisabethanischen Zeit sein Gepräge gegeben hatte, ohne die alte

Ordnung mehr als nur vorübergehend zu zerstören, nachdem in Amerika das sonderliche Schauspiel eines Bürgerstaates ohne kulturellen Boden anfing die größte weltpolitische Bühne im Namen der Menschenrechte zu bevölkern. Nicht zufällig läßt Tieck später seinen Kulturschreck zum Götzen eines amerikanischen Stammes werden, als er — sichtlich beeindruckt auch von Hoffmann, aber dessen metaphysischer Unerbittlichkeit ins Literarische ausweichend — in der „Vogelscheuche" einen thematisch nicht uninteressanten Versuch macht, die Motive „Automat" und „Bürgergespenst" in eins zu fassen. Im gleichen Moment also, als die Vorhut der deutschen Jugend politisch und sozial noch gegen tausend mehr oder weniger lächerliche, mehr oder weniger gefährliche Absolutismen zu Felde zog, als in Preußen vor allem schon der dritte Stand dem Staat auf eine besondere Weise verpflichtet und dadurch entrevolutioniert war, hatte die bürgerliche Humanitas durch die in Frankreich besonders, aber auch in England und Amerika mit dem Bürgertum siegreiche Aufklärung eine spezifische Prägung erhalten.

Die Humanität der Goethezeit aber, die deutsche Humanität als zu sich selbst erwachte Stimme des deutschen Menschen, stand gegen die mehr und mehr in eudämonistischen Mechanismus und Atomismus, in platt pragmatische Teleologie abgleitende westliche Aufklärung im Widerspruch. War englische und französische Sentimentalität durch Young, Sterne und Rousseau eingegangen in das revolutionäre Pathos des bürgerlichen Menschen, so bedeutete deutscher Sturm und Drang einen tiefen Bruch zwischen wesentlichem und unwesentlichem Menschentum — vor allem deshalb, weil die revolutionäre Energie in Preußen, dem Lande der Entscheidung, von vorneherein mehr in die geistige Sphäre verlegt war. Im Aufbruch der norddeutschen Jugend aus einem Leben, das in den kulturlosen Abgrund bloßer Diesseitigkeit und des bürgerlichen Betriebes um seiner selbst willen — ein anderes Amerika — zu versinken drohte, nach vollem, an der Tradition orientiertem Menschentum vollzog sich die Wende zur neuen

Humanitas, für die die Namen der Nordostdeutschen Hamann und Herder typisch sind, während Goethe, der der Zeit seinen Namen gibt, aus gesättigter Tradition die Fülle faustischer Bemühung durch Jahrhunderte zur Darstellung bringt. Einesteils ist also für diese Menschen Bürger der in freiwilliger Beiordnung ständisch lebende Städter im Gesamt eines organisch sich entfaltenden Volkes, der seine Rechte gegenüber dem diese Ordnung störenden Absolutismus geltend macht; der innerhalb des Bollwerks seiner wehrhaften Polis nach Totalität gewerblich-sozialen und ästhetisch-religiösen Daseins strebende Renaissance-Bürger, der diese Polis als Untergrund für sein zu individueller Ganzheit sich entfaltendes Eigenleben fruchtbar macht. Fälschlich wird er meist mittelalterlicher Mensch genannt. Norditalien und Nürnberg sind die beliebten Beweise solchen Daseins. Raffael, Lionardo, Dürer, Rembrandt, Shakespeare — in wenig differenzierender Ehrfurcht vor dem noch kosmisch-pneumatisch das Gesamt des Lebens erschauenden Einzelhaften — werden als die Heroen des menschlichen Geistes gefeiert. Und man ist bemüht, in ihnen Exponenten von Volk und Zeit zu sehen, so wenig das auch zunächst gelingen mag. Typisch ist für die trotz allem bürgerliche Mentalität, daß das eigentlich mittelalterliche Wesen kaum recht geschaut wird, daß z. B. in der Philosophie die Neuplatoniker und ihre humanistischen Erneuerer, dann die Mystiker und Theosophen gekannt und verehrt werden, während für die Scholastik kaum irgendwo ein Organ vorhanden ist.

Auf der andern Seite ist Bürger der beziehungslose, akosmische, agnostische, banale, seinen alltäglichen profanen Bedürftigkeiten verschriebene und deren Befriedigung mit der Eitelkeit der Krone der Schöpfung fordernde Aufklärer. Das wehrhafte Bollwerk heroischer Polisgestaltung ist geschleift, und auf den Boulevards flaniert der dem Absolutismus hörige oder selbstherrlich in seiner diesseitigen Vernunft selber absolutistische Bourgeois.

DER BÜRGER
DES MENSCHEN UNLEIDLICHER DOPPELGÄNGER

Hoffmann weiß um die Bedrohung des Menschen durch den Bürger (der Einfachheit halber nennen wir den geschilderten zweiten Typ ohne Epitheton so) aus eigenster Lebenserfahrung. Ein geistiges Schicksal hat ihn wesentlicheren Bedrohungen ausgesetzt und in wesentlicheren Tiefen die unerhörten Gefahren und Verheißungen des faustischen Menschen erleben lassen — des immer mehr den vorgefundenen Bindungen entwachsenden, aber aus sich Urbindungen neu aufnehmenden Menschen der Neuzeit, also auf einer andern Seite sozial gesehen wieder des Bürgers. Es handelt sich nicht um billige Stürmer- und Dränger-Allüren, die schon längst im Burschentum vermaßt sind und sich selber parodiert haben. Es handelt sich auch nicht mehr um billige Riechfläschchenempfindsamkeit, aber auch nicht um ästhetische Biedermeiertugenden, die gerade Teesalons — die klassizistische und romantische Sensation wie vorher das anakreontische Rokoko begierig schlürfend — mit altteutscher Biederkeit und Tracht so ekelhaft gemacht haben, daß Hoffmann den Teufel als weiblichen Sukkubus „altfränkisch" kleidet. Der Teesalon als satirisches Motiv ist in unserer Zeit so allgemein, daß es sich nicht verlohnt, darauf zu verweisen. Hoffmann ist — angefangen beim „Berganza" bis zu den späteren Werken — nie müde geworden, seinen Abscheu gegen dies kulturelle Getue, gegen den romantisierten aufklärerischen Snobismus zu äußern. In „Klein Zaches" gehört der Teeabend bei Mosch Terpin zum Gesamt der charakterisierten sinnentleerten Welt unauslaßbar dazu, und es ist wirklich kein Zufall, daß hier das Verhängnis — Zinnober als Herr der Gesellschaft, ja des Staates, die Vertreibung des Menschen in Balthasar, die Verdunkelung menschlich unmittelbarer Empfindung in Candida — seinen Ausgang nimmt. Es geht um den bedrohten Menschen, dem Erlösung und Heiligkeit, dem Wissen und Liebe, dem Schöpfertum und Gnade verloren und doch verheißen sind.

Einer der Doppelgänger, der die Existenz des Menschen karikiert und sich selbst zum Hohn macht, ist eben der Bürger, der keine Instanz kennt, keinen metaphysischen Ort, dem er zuständig wäre, dem inständig zu sein er sich sehnte, dem Gott und Teufel hübsche Allegorien für kriminelles Recht und Unrecht, für Behaglichkeit und böse Turbulenz sind, der unheroische, die Welt in Provinzen der Geltung seiner Bedürfnis- und Eitelkeitsbefriedigung aufteilende Träger und Mechanismus des gesunden Verstandes.

6.

DER IRONISIERTE BÜRGER

In Teegesellschaften und Auerbachs-Keller-Szenen, als Theaterpublikum verhöhnt vom Gestiefelten Kater, haben die Dichter unserer Zeit immer wieder den Bürger perhorresziert. Nicolai war ihnen — ob nun „Stürmer und Dränger", „Klassiker" oder „Romantiker" — als der saturierte Aufklärungsspießer willkommenes Objekt ihres spottenden Ingrimms. Seine Reaktion auf die Einbrüche irrationalen Geschehens in die biedere Studierstube, die er trägem Blut zuschrieb, der sich gegen die ungehörigen Halluzinationen zum Heil seines ordentlichen Verstandesgebrauchs Blutegel am Hintern applizieren ließ, war für den Faustdichter sowie für die Schlegel Gegenstand schallenden Gelächters, und der Dichter des „Goldenen Topfes" läßt die punschzechende Runde im Hause des Konrektors Paulmann dem wundersüchtigen Anselmus das Rezept gläubig weitergeben. Vom Blickpunkt Berganzas und aus der Karussellperspektive des turbulenten Kapellmeisters Kreisler nimmt sich die Bürgerwelt in ihrer um Nichtsheit ernsthaft bemühten Sterilität gespensterhaft genug aus.

Es ist ein eigenes Geheimnis unseres Dichters, durch die Doppelrolle des Meisters Abraham im „Kater Murr" und die raffinierte Komposition der Makulaturblätter in Murrs Selbstbiographie die Einheit dieses Buches zu einem komplizierten „Dichtung und Wahrheit" von Murr-Kreisler, d. h. von Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann (dem Bürger) und Ernst Theodor Amadäus Hoffmann (dem prophetischen, aus dem Dasein dieser

im Diesseitigen krampfhaft beharrenden Menschengespenster herausgeworfenen Künstler) zu gestalten. Wir werden diesem Geheimnis der Komposition nachzuspüren haben, sobald wir Kreisler kennen. Hier geht es uns um Murr.

MURR, KREISLERS DOPPELGÄNGER

Murr ist, wie alle Tiergestalten Hoffmanns, nicht nur ein verkleideter Mensch. Deutlich wird diese Meinung des Dichters auch in seinen Vignetten: zwar hat der dichtende Kater auf der ersten die wallende Toga des Musensohnes umgetan, aber sonst ist er unverfälscht bis in den schwärmerischen Glanz seiner Augen; so wie er und Miesmies auf der zweiten mit nur katzenmöglichen Gebärden ihre elegische Wiedersehensszene im Trauerkeller zelebrieren. Murr hat seine Eigenexistenz als Kater, so gut Berganza in manchem ein rechter Hund ist. Und beide sind sie Porträts aus dem Leben, haben Hoffmann nahegestanden, sind von ihm geliebt worden. Berganzas Urbild im Leben ist der Hund „Pollux" aus der Bamberger „Rose". Murr nun vor allem ist, abgesehen von seinen bürgerlichen und literarischen Tugenden, die ihn zum Spiegel eines alter ego Kreisler-Hoffmanns machen, ein rechter, gutgeratener Kater, wie sie seit je auf den Dächern der Städte lieben und leiden. Und sein Meister Abraham ist wieder ein alter ego des Dichterkomponisten, der etwas pedantische, gutmütige Stubengelehrte, identisch mit dem Magier und Freund Kreislers gleichen Namens in Sieghartsweiler — und doch auch wieder ein anderer. Dem Kater ist er ein wohlbesorgter und überlegener Meister. Hoffmann als Meister Abraham war in seinem Berliner Leben tatsächlich der „Besitzer" eines wohlgeratenen und sehr geliebten Katers, mit dem er auf eine geheimnisvolle und seine kindliche Wundergläubigkeit dartuende Art magisch verbunden war. August Klingermann erzählt über einen Besuch bei Hoffmann:

„ . . . fand ich ihn im angelegentlichsten Gespräche mit Devrient, und wie es schien, über einen Gegenstand begriffen, der ihm sehr teuer sein, ja

recht am Herzen liegen mußte, denn Hoffmanns ganze Miene hatte sich verändert und das kurz vorher noch scharf blitzende Auge schaute grau und trübe in sich hinein, und schien besorgt, wie über ein bevorstehendes bitteres Schicksal. Es betraf, wie ich gleich darauf bemerkte, einen sehr schwer Kranken, an dessen Herstellung die herzugezogenen Ärzte zweifelten, indem sie ihm, wie Hoffmann bemerkte, noch zum letzten Versuche Pulver, Einreibungen und Bähungen verordnet hatten. Nach einer eingetretenen tiefen Pause fragte ich mit berücksichtigender Teilnahme: ob der in Gefahr schwebende Patient zur Familie oder näheren Freundschaft gehöre? worauf Hoffmann, ein Seitenzimmer öffnend, gerührt nach einem Lager hindeutete, auf welchem ein ansehnlicher – – Kater zu schlummern schien. – Von Staunen ergriffen stand ich da, und der grelle Kontrast zwischen der eingetretenen tragischen Stimmung und ihrem unerwarteten veranlassenden Gegenstande ließen mich zu keiner Überzeugung kommen, indes der Zweifel in mir aufstieg, ob nicht Hoffmanns durchtriebener Satyr es noch beim Abschiede mit mir auf eine Mystifikation abgesehen habe. – Beim Heimgange beteuerte mir indes Devrient, daß die Sache auf Hoffmanns Seite sehr ernst genommen werde, indem das leidende Tier, zu welchem er gleichsam in einem magnetischen Rapport stehe, niemand anders als der, der Lesewelt bekannte und zum poetischen Charakter erhobene – Kater Murr sei! –"

Murr, „étudiant en belles lettres", war in Tat und Wahrheit für den Dichter ein Spiegel, für ihn lebte ein Teil seines Selbst, Hexenmeister, der er war, in diesem Tier, um das er besorgt war als um ein Kind. Und die Todesnachricht, die er nach dem Ableben des „hoffnungsvollen Jünglings" versandte, war kein skurriler Scherz, als was sie ihre Empfänger wohl nahmen. Eine panische Angst vor dem nahe Tode, der ihm damit angezeigt schien, hatte ihn überfallen, und bald darauf legte er sich tatsächlich zum Sterben.

Murr, der liebenswürdig-naive, tolpatschig-feige, jede seiner Entwicklungen mit scheinbar überlegener Neugier verfolgende Dichterling, der immer auf den bon ton schielende, heute das bürgerliche Katzburschentum als wütender Philisterfresser und morgen die reaktionäre, auf das Nichts ihrer Herkunft stolze Hundearistokratie aus der Ecke eigener Minderwertigkeit als dernier cri anhimmelnde Nichtsling — das ist Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann im Kreise seiner Glogauer Verwandten, am Stammtisch der fröhlichen Burschenverbrüderung in Posen. So

gut wie in den Kreisler hat Hoffmann selbstbiographische Momente in den Murr geflochten: die Mutter, die vom Vater verlassen wurde und ein armes, vom Leben stiefmütterlich behandeltes Wesen ist; der Vater selbst, den die Mutter trotz aller seiner Untreue immer noch liebt, um seiner Schönheit, seines Verstandes, seiner Würde und liebenswürdigen Leichtigkeit willen, mit der er Mäuse fing — sie sind verkatzte und ironisierte Erinnerungen an die Kindheit und Herkunft des Dichters.

Murr ist der Bürger par excellence. Hoffmann hat auf seinen Titelvignetten zu den beiden Bänden des „Kater Murr" in den Rahmen einen feistwangigen, doppelkinnigen, schmerbäuchigen Genius gezeichnet, der in Seligkeit die Hände über dem Wanst faltet, über dessen Haupt die Gloriole der Selbstgefälligkeit erstrahlt: voilà le bourgeois Murr auf menschlich, der „Seelendiätetiker" im Königsberger Lehnstuhl als verklärter Genius der besten aller Welten — von der absoluten Gesellschaft fabrizierte Ideal-Einheits-Physiognomie. Er schwärmt für romantische Idyllen wie für die Wissenschaften, kann jedes Gefühl ad majorem gloriam seiner Dichterlaufbahn in angenehme Verse bringen, liebt die Musik, verherrlicht die Ehe bis zum Exzeß, um verheiratet in tödliche Langeweile und frühzeitige Fettsucht zu verfallen, schwankt dann zwischen aufbrausend gekränkter Ehre und der Genugtuung, die langweilige Lagergenossin zu verlieren, als ihm Freund Muzius deren Untreue meldet — der gleiche, der sie dann später selber heimführen wird. Murr ist auch Patriot:

„Klima, Vaterland, Sitten, Gebräuche, wie unauslöschlich ist ihr Eindruck, ja wie sind sie es nur, die des Weltbürgers äußere und innere Gestaltung bewirken! – Woher kommt in mein Inneres dieser Höhesinn, dieser unwiderstehliche Trieb zum Erhabenen? Woher diese wunderbar seltene Fertigkeit im Klettern, diese beneidenswerte Kunst der gewagtesten genialsten Sprünge? – Ha! es erfüllt eine süße Wehmut meine Brust! – Die Sehnsucht nach dem heimatlichen Boden [= Estrich] regt sich mächtig! – Dir weihe ich diese Zähren o! schönes Vaterland, dir dies wehmütig jauchzende Miau! – Dich ehren diese Sprünge, diese Sätze, es ist Tugend darin und patriotischer Mut! – Du, o! Boden, spendest mir in freigebiger Fülle manch Mäuslein und nebenher

kann man manche Wurst, manche Speckseite, aus dem Schornstein erwischen, ja wohl manchen Sperling haschen, und sogar hin und wieder ein Täublein erlauren. ‚Gewaltig ist'die Liebe zu Dir, o Vaterland!' –"

Das Vaterland als Ausschnitt aus der besten aller Welten, auf das Wohlbefinden zugeschnitten wie ein Maßanzug auf den Körper – das macht Murr, der Philister, aus Herders Entwürfen.

Die Murr durch den Meister beigebrachten Normalgrundsätze bewähren sich herrlich, auf daß nicht

„alles blind und toll durcheinander rennen und es überall vertrackte Rippenstöße und garstige Beulen setze, eine Gesellschaft überhaupt nicht denkbar",

kurz, der contrat social nicht erfüllbar wäre. Bis auf diese Normalprinzipien gesitteten Verhaltens, denen sich das freiheitsliebende Kätzchen nur um der Kultur willen fügte (den Futternapf erwähnt er nicht), herrschte vollendete Freiheit. Aber: „je mehr Kultur, desto weniger Freiheit, das ist ein wahres Wort". Sich tiefer um das Wesen der Freiheit zu kümmern, hat Murr keinen Anlaß. Als er dann Katzbursch geworden, sich mit Heringslake besaufen und sein Äußeres genialisch vernachlässigen, kurz ein „freies Leben" in pathetischer Freundschaft, mit heroischen Duells um schwerlich einsichtiger Ehrensachen willen, mit der herrlichen Willkür unbeschränkten Randalierens im Kreise gleichgesinnter Schwärmer führen gelernt, läßt er sich von den Spitzphilistern gleich wieder hinter den Ofen jagen, um nur mehr zur Beerdigung seines Kommilitonen Muzius den Kreis der Freunde aufzusuchen.

Auch ohne Murrs revolutionierendes Dazutun ist die Welt trotz mancher ihn bedrohenden Katastrophen die beste aller Welten.

Besonders eindrucksvoll ist die nochmalige Spaltung der Persönlichkeit dieses so schon nur den winzigen Splitter einer Persönlichkeit darstellenden Katers. Mutter Mina hat Hunger, Sohn Murr lebt im Überfluß. Der kategorische Imperativ der Sohnespflicht befiehlt ihm, den schönen Heringskopf, den er vom gestrigen Mahl übrig hat, „der guten Mutter darzubringen, die er

so unerwartet wiedergefunden". Aber — „feindliches Verhängnis! — O Appetit, dein Name ist Kater!" Den Heringskopf im Maul bestürmt sein besseres Ich das „feindliche Verhängnis", das „wilde Spiel unseliger Leidenschaften" bricht ein, sein Ich wird seinem Ich entfremdet, und dieser Zustand hinwiederum scheint doch sein eigentliches Ich. In dieser wunderlichen Parodie auf die zwei Seelen in einer Brust werde jeder, hofft Murr, „den die geistige Tiefe durchschauenden Psychologen" erkennen. Die durch das Birkenreis des Meisters applizierte „natürliche Artigkeit" und der Appetit — hier haben wir den wesentlichen Umfang Murrscher Ichheit. Nach tiefen Seelenqualen, die sich in der Umgebung, in schaurigem Echo vervielfältigt, brechen, heitert der Verzweiflungssturm in seiner Brust seinen Tugendhimmel dennoch auf,

„wie ein wohltätiger Orkan, der die finstern Wolken zerstäubt und die reinste Aussicht schafft".

Diese Aussicht:

„einsehen zu lernen, was Appetit heißt, und daß es Frevel ist, der Mutter Natur zu widerstreben. Jeder suche sich seine Heringsköpfe und greife nicht vor der Sagazität der anderen, die, vom richtigen Appetit geleitet, schon die ihrigen finden werden".

Diese Episode bereichert Murr, den Jüngling, außerdem um die erhebende Gewißheit,

„daß in einem echten Dichtergemüt auch kindliche Tugend wohnt und Mitleid mit dem Bedrängnis der Genossen".

Murr ist nicht etwa der nach kaufmännischen Ehren und Erfolgen dürstende junge Geschäftsmann. So leicht hat es sich Hoffmann nicht gemacht, Kreislers Widerpart zu zeichnen. Er hätte ja seinen verhaßten Nebenbuhler, Julias späteren Ehemann, in seiner Niedrigkeit persiflieren können. Murr ist durch und durch Idealist, ist weltfremder Träumer und nach „Höherem" sehnsüchtig:

„Auch ich war in Arkadien, rief ich, und legte mich auf die schönen Künste und Wissenschaften eifriger als jemals."

Mancher Romantikerepigone, dessen Opera die Taschenbücher füllten, hat es kaum so weit gebracht. Was ihn zum Spießer stempelt, ist seine Ahnungslosigkeit, ist sein diesseitiges Behagen, ist das zu jedem Augenblick Sagen: „Verweile doch", weil jeder Augenblick im Rahmen dieser ausdrücklich für solche Augenblicke hergerichteten besten Welt seinen in sich abgeschlossenen und nur auf den ihn Erlebenden selbst bezogenen Wert hat. Dabei bleibt diese Welt trotz erschütternder Gegensätze der Stände und Nationen (Katze und Hund z. B.) anmutig lieblich, wirklich aus der Perspektive des mit sich Zufriedenen trefflich gezeichnet. Gott Abraham hält seine schützende und liebreich korrigierende Hand über des Katers Leben, nimmt nach erstem erschrecklichen Ausflug in die weite Welt den verlorenen Sohn rettend in seine Huld wieder auf.

Einmal nur wird diese Seinsform — dem berichtenden Murr selbst nicht bewußt — gespensterhaft. Und hier hat der prophetische Geist Hoffmanns sein eigenes Geschick vorhergesagt, das zu ermessen wir nur Hitzigs Sammelliste für seinen Grabstein und die Namen derer zu lesen brauchen, die plötzlich sich seine Freunde nannten, und das Lied, das die jüngere Liedertafel bei der Beerdigung sang. Ich meine die Todesfeier für Murrs Freund Muzius. Diese Trauerrede, eine kaum persiflierte alltägliche Lüge an offenen Gräbern, das anschließende Fest mit Gelage, Tanz und Flirt, bei dem Murr in die Gefahrenzone eines Vater-Tochter-Inzests gerät (ein beliebtes Motiv der Zeit) ist gerade in der harmlosen, wenn auch leicht kritischen Darstellung Murrs von einem besonderen Grauen durchzogen. Im Trauerredner Kater Hinzmann, dem „treuen Freunde und Bruder" des Verblichenen, dem der „Poesie und Beredsamkeit Beflissenen", offenbart sich uns das eigentliche Geheimnis der bürgerlichen Gesellschaft als bloßer Gesellschaft, des contrat social sinnlos aneinandergehängter Einzelwesen: die Lüge. Sie wird offenbar in der selbst am Grabe nicht schweigenden konventionellen Lüge, den anderen trotz besserem Wissen zu einem Heroen der bürgerlichen Tugend zu

verfälschen, während man in seinem Leben lediglich die mit hämischer Bosheit festgestellten Kleinlichkeiten der lächerlichen Kreatur gelten lassen wollte. Nur die Lüge von der Krone der Schöpfung, während einem doch jeder andere der Konkurrent am Futternapfe des Daseins ist, nur das Geschwätz vom herabschauenden Genius des Verstorbenen, während man zu wissen glaubt, der Tod bestehe im Aufhören des Atems und der Herztätigkeit — nur diese tausendfältige Lüge, am Grabe um der rhetorischen Eitelkeit und wieder um des Platzes an der Futterkrippe willen vorgebracht, kann den unheiligen, den gottlosen Kater (lies Menschen) vor der unmittelbaren Vertierung oder dem Ausbruch der letzten Menschlichkeit in Wahnsinn retten. Und geflissentlich rettet sich jeder — um so die Schemenhaftigkeit seines Daseins erschreckend zu offenbaren.

Plötzlich in der Lektüre der so angenehm und ergötzlich dahinplätschernden Ergüsse Murrs stocken wir und lesen nochmals und wollen schon unwillig dem Dichter Verlassen seiner Grundkonzeption dieses Katerdichterlings vorwerfen. Denn da stehen tiefsinnigste Gedanken über Künstler und Denker, kurz über den zu höherer Welteinsicht Begnadeten und sein Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft. Anlaß bietet die Reflexion über die geistvollen Menschen oft eigentümliche Unbeholfenheit dem alltäglich-bürgerlichen Leben gegenüber.

„Der Mangel an gesellschaftlicher Kultur, die am Schreibtisch nicht zu erlangen",

ist es sicher nicht, der dies Phänomen klärt; denn die ist leicht genug zu erlernen. Es sind vielmehr das tiefe Unverständnis für den Wert bürgerlicher Lebensharmonie und das Bewußtsein eigener Überlegenheit über die daran Genüge Findenden, die den großen Dichter oder Philosophen sich so schwer der sozialen Ordnung einfügen lassen.

„Aber eben so müßte er nicht das jedem geistreichen Menschen eigne tiefe Gefühl besitzen um nicht einzusehen, daß jene Überlegenheit deshalb nicht anerkannt werden darf, weil sie das Gleichgewicht aufhebt, das stets zu

erhalten die Haupt-Tendenz der sogenannten vornehmeren Gesellschaft ist."– „Des Dichters Ton dissoniert, und ist, kann er unter andern Umständen auch ein sehr guter sein, dennoch in dem Augenblick ein schlechter Ton, weil er nicht zum Ganzen paßt." „Es ist nötig, daß er in dem Augenblick seine innere geistige Überlegenheit nicht zu hoch anschlage und unterläßt er dies, so wird er auch die sogenannte höhere gesellschaftliche Kultur, die auf nichts anderes hinausläuft als auf das Bemühen, alle Ecken, Spitzen wegzuhobeln, alle Physiognomien zu einer einzigen zu gestalten, die eben deshalb aufhört eine zu sein, nicht zu hoch anschlagen. Dann wird er, verlassen von jenem Übermut, unbefangen, das innerste Wesen dieser Kultur und die armseligen Prämissen, worauf sie beruhet, leicht erkennen und schon durch die Erkenntnis sich einbürgern in die seltsame Welt, welche eben diese Kultur als unerläßlich fordert."

Anders steht es mit den gönnerhaften Mäzenen kriecherisch ergebenen oder den in Gesellschaft bis zur Bengelhaftigkeit ungezogenen Künstlern, „die der Vornehme hie und da in seine Zirkel ladet", um sich mit seiner Kulturbeflissenheit brüsten zu können. Wir staunen. Das ist nicht Murr, der derart von hoher Türmerwarte aus sprechen kann. Das ist nicht Ernst Theodor Wilhelm, das ist der reife, in vollem Bewußtsein und überlegener Ironie sich unter den Mitmenschen bewegende Ernst Theodor Amadäus, das ist Kreisler. Und Hoffmann läßt uns auch nicht im Zweifel. In einer Anmerkung beschuldigt er Murr des Plagiates an Kreisler, den Murr, der gar nicht fähig sein kann, genügend Lebensweisheit zu sammeln,

„um eines menschlichen Schriftstellers Gemüt, das wunderlichste Ding auf Erden, so tief zu durchschauen".

Murr läßt sich denn auch nicht weiter auf derart schwierige soziologische Analysen und psychologische Feinheiten ein, sondern fährt rüstig zu in seiner Laufbahn als Literat. Murrs Leben, das so sorgsam historiographiert wird, das in ununterbrochener Fortführung die Fragmente aus Kreislers rational nicht einheitlich zur Darstellung zu bringender, nur sporadisch erfaßbarer, im Unausgesprochenen ihr tiefstes Geheimnis bergender Biographie durchklingt — dies Leben untersteht den physiologischen Gesetzen, ist aus ihnen und ihrer Spiegelung in der Psyche eines gutmütig-feigen

Weltmittelpünktleins eindeutig zu begreifen. Es würde fast die Mühe lohnen, einmal die frühen Biographien Hoffmanns daraufhin zu untersuchen, wie sehr der Dichter als Murr im Anblick seiner Umgebung lebte, wie wenig die Menschen, die ihn nahe genug zu kennen glaubten, um sich an das Geheimnis seines Genius biographisch zu wagen, von der Eigentümlichkeit seiner Berufung ahnten. Daß sie die Ausbrüche seiner über-spannten Psyche in grotesken Capricci zumindest seiner Physiognomie dann übel und mit schulmeisterlich erhobenem Finger vermerken mußten, ist unausweichlich. (Fast alle Beobachter Hoffmanns, die uns über ihn berichten, erzählen von der immer fast stürmisch bewegten Landschaft seiner Gesichtszüge. Im Maler Bickert des „Magnetiseurs" hat er sich in der Beziehung wunderbar porträtiert.) Anders steht es in dieser Beziehung einzig um Hippel. Seine grade Freundesseele hatte tief in Hoffmanns Wesen geschaut, bevor der an sich Zweifelnde noch eine Ahnung von der ihm innenwohnenden Kraft hatte. Hippel wußte mehr um Hoffmann, als er sagen konnte. Kunz aber und Hitzig sagten mehr von ihm, als sie wußten. Eigentlich sahen sie nicht mehr in ihm als den „genialen", d. h. begabten Katermenschen, den man gerade noch vom andern unterscheiden kann, der auch wohl seine besondern Schrullen und Meriten hat, im Grunde ein guter Kerl und leidlicher Bürger ist. Kreisler-Peregrinus ist ihnen fremd und unheimlich gewesen, und vor den Abgründen in seinem Wesen, so sehr sie ahnten, daß sie seine Berühmtheit ausmachten, verschlossen sie am liebsten die Augen.

MILO, DER KUNSTAFFE

Wenn Hoffmann im „Murr" sich des Bürgers liebevoll annahm, wie er seinen Kater mit Sorgfalt gepflegt und mit rührender Fürsorge umgeben hatte, so entspricht das dem immer liebe- und humorvoller sich der kreatürlichen Menschlichkeit Zuwenden seiner letzten Jahre, das er sich leisten konnte, nachdem im „Klein Zaches" der Mythos des Bürgers gestaltet, das Gespenst gebannt

war. Milos affenhafte Geschäftigkeit um den gesellschaftlichen Erfolg konnte nicht letztmögliche Schau des unpersonalen, unmenschlichen, nur diesseitsbezogenen, profanen Kunstbetriebes — und damit Lebensaspektes — bedeuten. Milo, der Kunstaffe, ist reine Satire. An ihm hat Hoffmann keinen liebenden Anteil, zu ihm hat sich die verbindliche Hinneigung Meister Abrahams, des magischen Lebensregisseurs, nicht erhoben; sein Bild ist nicht im Spiegel ironischer Selbstsicherheit gesehenes alter ego des Dichters. Milo ist das Konterfei des Feindes, das Gegenbild des „Musikfeindes", Idealgestalt aus der Perspektive des snobistischen Teesalons, wie sein Lehrer, der Professor der Ästhetik, die Verkörperung dieses Betriebes selbst ist. Milo ist das, was die Erziehung aus Hoffmann hat machen wollen: Kunstmaschine zu leerem, virtuosenhaften, bravourmäßigen Reproduzieren und Produzieren. Milo, der „Musikfreund", der Vertreter der Kunstauffassung, von der aus gesehen Kreisler ein wahnsinnig gewordener Barbar sein muß, das Ideal einer die nur mechanische Leistung mit dem „Wie macht er es bloß?" bewundernden Ästhetenclique ist im Zerrspiegel des Hasses gesehen. Mit ihm wollte Hoffmann sagen: Was Ihr von einem Künstler erwartet, diese bloße, eitel profane Virtuosität, kann im letzten Ausmaß ein Mensch nicht erfüllen, dazu braucht es schon einen Affen. Der Schwede Atterborn schreibt in seinen „Aufzeichnungen" (August 1817) über das Berliner Gesellschaftsleben, damit eine ganze Schicht treffend:

„Im übrigen erbaute mich das ewige Schwatzen über Ideen, Bildung, Kunst und Literatur sehr wenig, sobald ich einsah, daß der herrschende Ton bei den meisten . . . von Mode und Jargon bestimmt wurde und daß die Menge, ebenso wie bei uns, aus flachen und prosaischen Naturen bestand. Diese sind demnach dressiert; aber liegt wohl eigentlich bei solcher etwas Gewicht in der Art ihrer Dressur? In Schweden sind derartige Personen langweilig, in Deutschland vermöge des übergossenen Flimmergoldes von Belesenheit, Kritik und Poesie zugleich ekelhaft." „Wozu nützt es, an Stelle von anderem Gewäsch über Shakespeare, Goethe, Beethoven und Raffael zu plappern, zu musizieren, Verse zu machen, vom Morgen bis zum Abend, wenn das Herz leer und der Kopf ohne Genie ist?"

Der abgerichtete Affe des Ästhetikprofessors, der sich für eine Persönlichkeit und ein Genie hält, ist im Grunde der Bruder aller Golems, der Genosse der Automaten, die je und je die Phantasie Hoffmanns beschäftigt haben. Hat Hoffmann später im Kater, dem Tier, das — seit Urzeiten Hausgenosse des Menschen — sich ein eigentümliches Reservat eigener Daseinsform und raubtierhaften Wildlebens bewahrte, die Möglichkeit gesehen, die menschliche Durchschnittsleistung personaler Selbstbewahrung ironisch zu beleuchten, so ist Milo, der abgerichtete Nachempfinder, der im Schatten jämmerlich werdender Menschlichkeit zur Höhe der Zivilisation sich erhebende Nichtsling, nur verachtetes Konterfei einer Seinsart, die Hoffmann in diesem Ausmaß nie ersehnt hatte, auch nicht in seiner armseligsten Zeit. Milo und Murr sind typisch für die Grenze zwischen Satire und Ironie bei unserem Dichter. Berganza, der Bürgerschreck aus der Rüstkammer der Spukgestalten der Weltliteratur, gehört nicht in diese Reihe. Wir können höchstens sagen, daß er der Verfasser der „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann" ist: Hoffmann-Berganza, von den Bamberger Bürgern in seinem berechtigten Geltungsbedürfnis, in seiner Liebe, in seinem Künstlerstolz zu wildem Haß bis an die Grenze des Totschlags gekränkt.

III

DAS GESPENST DES BÜRGERS

7.

„KLEIN ZACHES" IST KEINE ZEITKRITISCHE ALLEGORIE

Der Herr Niemand in seiner Gespensterhaftigkeit: in Milo erstmals sehen wir das quälende Motiv bei Hoffmann Gestalt annehmen. Dieser Affe in seiner simplen Ansicht des Lebens, der Gesellschaft, die ihm billige Anerkennung für das Nichts an schöpferischer Leistung und das Alles an bequemem Zeitvertreib in reichstem Maße spendet, ist ein verhältnismäßig harmloser kritischer Scherz. Eine kleine Schicht sollte sarkastisch getroffen, ihr Abgott entlarvt werden. Wenn wir nicht aus anderen Äußerungen und Gestalten Hoffmanns wüßten, an seinem Leben bis zu dieser Zeit es ersähen, daß ihm Kunst, Musik vor allem, zentrale Lebensoffenbarung und sakraler Dienst bedeutete, daß jedes naive Lob Milos auf den Verrat am Heiligen in letzter Bewußtheit des Verratenen von Hoffmann geschrieben ist, so brauchten wir es aus dieser Gestalt nicht zu entnehmen. So aber müssen wir erwarten, daß er noch einmal deutlicher wird — deutlicher auch, als er es im „Murr" wurde. Deutlicher erst recht als in allen Erzählungen, wo der Alptraum vom Menschen ohne das Wort, ohne Ich, von der Person ohne personans, der leeren Maske als in andern Zusammenhängen wichtigstes Motiv immer und immer wieder abgewandelt wird: deutlicher, meine ich, mußte der Dichter noch einmal werden, um uns eine Vision zu Worte kommen zu lassen von der Null als sozialem Agens, vom Tanz um das Nichts als gesellschaftlich-politischem Akt.

Vergegenwärtigung dieser Angst vor dem Versinken der Menschheit in den Zustand, wo Gott wirklich und wahrhaftig tot

ist und der Mensch selbst die Sehnsucht nach ihm verlor, weil der Anspruch von ihm her in seiner Seele ohne Echo ist, dem Zustand, wo das Heiltum des Karfunkels, des Gottesfunkens in der Seele erlosch: das ist „Klein Zaches", der Wechselbalg.

Wenn angedeutet wurde, „Klein Zaches" sei eine politisch-soziologische Figur, so müssen zwei Mißverständnisse zuvor beseitigt werden: Zinnober ist keine zeitkritische Allegorie, sondern eine echt mystisch-visionäre Gestalt. Außerdem — wenn auch Erregung aus der Zeit und zeitgenössische Ergriffenheit nicht zuletzt durch politische Wirrnis Anlaß gaben zu dieser Vision — ist ihr Sinn jenseits dieses Bereiches im Metaphysischen gelegen, geht es hier wie immer um die Frage nach dem Menschen. Nun aber ist die Frage nach dem Menschen, insofern er in seinem alltäglichen Sein und Miteinander gesehen ist, für den politischen Menschen eine politische Frage, für den metaphysischen oder den religiösen Menschen aber ist sie zuerst eine Frage nach dem jeweiligen Verhalten zum Seinsgrund. Hoffmann hat — mit wechselndem Akzent — das Dasein je und je metaphysisch-religiös befragt. Politik um der Politik willen hat ihn weniger interessiert als irgendeinen der dem Zeitgeist wie er Verpflichteten.

Ludwig Tieck in „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein":

„Philisterei ist seit 1774, in welchem Jahre Goethes Werther erschien, noch mehr als Bezeichnung ruhiger, verständiger und brauchbarer Menschen beliebt geworden, die eben kein heißes Herz, keinen Enthusiasmus haben, oder die das Geheimnis der menschlichen Natur, den Adel der Leidenschaften, die Naivetät und Großheit ächter Simplicetät nicht sehen und anerkennen wollen: denn dieses alles wird immer nur von jenen, die halbgebildet sind, durch Altklugheit und frühreife Weisheit, sowie voreiliges Abschließen der schwierigsten Fragen und Zweifel auf immer vertilgt.

Heute aber gibt es altdeutsche, liberale, politische, religiöse Alberts, gegen welche der Albert von 1774 genial, enthusiastisch und abergläubig zu nennen ist",

die sich (schlimmer als Nicolai) darüber empören, daß Werther sich weder für Staat, Menschheit, Freiheit noch Natur begeistern konnte.

Ist es schon ein schwieriges Unterfangen, die Hoffmann geistig Nächsten auf ein politisches Bekenntnis oder gar eine Parteiung festzulegen: Jean Paul, Hölderlin, Novalis und Kleist, so läßt sich das bei ihnen allen mit mehr guten Gründen tun als gerade bei ihm. Und das, obwohl er, der bis zur Warschauer Katastrophe und darüber hinaus in egozentrischer Unbekümmertheit um die sozialen Erschütterungen der Zeit lebte, später mit dem großen deutschen Kampf in mehr als zufällige, ersichtlich schicksalhafte Berührung kam; obwohl Hoffmann nach gegen Napoleon gefallener Entscheidung als Richter unbestechlich zu den von der Reaktion Enttäuschten hielt wie kaum einer; obwohl das letzte äußere Ereignis seines Lebens ein politischer Prozeß um eine seiner Schöpfungen war.

Die Knarpanti-Affäre: Hoffmann hatte im „Meister Floh" Stellen aus Akten der Immediats-Kommission, deren führendes Mitglied er von 1819 bis 1821 war, Akten der Demagogenriecherei und ihrer Verwendung durch den Geheimrat v. Kamptz, der des unbeugsam rechtlichen Juristen Gegner in der Ministerialkommission von Metternich-Witgensteins Gnaden war, teilweise wörtlich eingeflochten. Die Druckbogen waren von der Zensur beschlagnahmt und Hoffmann ein Prozeß gemacht worden. Kamptz hatte durch Spitzel, wie sie Hoffmann gerade im „Meister Floh" schon genau vorherzeichnet, die herrliche Gelegenheit zugespielt bekommen, sich an dem Gegner von vielen Gelegenheiten her — bekannt ist vor allem der Fall Jahn — zu rächen, ihm selber, dem aufrichtig Rechtlichen, ein grobes Vergehen nachzuweisen.

HOFFMANNS KRITERIUM
NICHT POLITISCH, VIELMEHR PHILOSOPHISCH

Als Napoleon in Warschau einzog, hat ihn Hoffmann zunächst kaum bemerkt, d. h. nur als historisches Schauspiel sich seine Paraden angesehen. Ein Überlaufen zur feindlichen Bürokratie, das gefordert wurde, kam nicht in Frage, also ging man. Aber das

blieb zunächst nur privates Schicksal. Erst die Begegnung mit dem patriotischen Kreis um Marcus und Wetzel — der von Dresden die Motive der Müller-Kleistschen Gruppe mitgebracht hatte — brachte hier die Wendung, die sich dann in Dresden äußerte. Im „Dei von Elba" kennzeichnet sich Hoffmanns Abscheu vor Tagespolitik; das ethisch und methaphysisch unernste Geschwätz und Intrigieren war ihm zuwider, er sah es von seiner Türmerwarte, von wo aus der Dualismus nicht mehr der der Parteien, sondern ein viel ernsterer wird.

Trotzdem ginge es nicht an und wäre — jede Wertung vorbehalten — historisch falsch, Hoffmann in seiner Kritik dem aufgeklärten Staatsbegriff und sozialen Ethos wie Logos gegenüber etwa aus seiner positiven Wertung des (fälschlich mittelalterlich genannten) Renaissance-Bürgertums heraus in eine Linie hineinzuinterpretieren mit Restauration und reaktionärer Spätromantik. Hoffmann ist mystischer Individualist. Seine Abwehr dem Staat gegenüber geht gegen jeden Absolutismus: sei es der aufgeklärte Absolutismus kleinfürstlicher Anmaßung; sei es die bürgerliche Staatsgläubigkeit überwerteter Ratio in der französischen „Wohlfahrts"-Diktatur und ihrem Nachfolger Napoleon; sei es eine irrationalistische, organizistische Restauration, die mit ungeschichtlichen Voraussetzungen einer vorgegebenen Einordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft rechnet, die nicht mehr vorhanden ist, weil das übergeordnete Ganze seine sakrale Gültigkeit verlor durch das Erwachen und den unaufhaltsamen Abfall der menschlichen Existenz.

Hoffmann war nicht Politiker und er war nicht Sozialreformer, so wenig wie er metaphysischer Spekulant war. Hoffmann war Künstler, und zwar Künstler im Sinne eines unbedingten Realismus. Nirgends gilt ihm, was sein sollte und sein wird. Aber mit leidenschaftlichstem Interesse ist er mitten inne in jeder menschlichen Seinsform und offenbart, was er in gefährlichster Identifikation mit dem Geschauten sich angeeignet, in dichterischer Gestaltung.

Hoffmann hat nicht von einem ausgedachten Gesellschaftsideal aus Zeitkritik geübt. So wenig wie er die Zeittendenzen systematisch analysiert und auf einheitlichen Nenner gebracht hat. Sondern er hat die unmittelbar erlebte Bedrohung des ebenso unmittelbar erlebten menschlichen Wesenskernes — und unter anderm die Gesellschaft oder Politik gewordene Bedrohung — so gestaltet, wie er sie sah. Metaphysisch bleibt diese Bedrohung immer dieselbe: die Auslöschung der persona personans, der Einzelhaftigkeit des jeweilig sich Ich nennenden Schicksals. Als Sondersicht auf die verabsolutierte Gesellschaft verdichtet sich die Gefährdung der Person in mythischer Gestalt: Klein Zaches, die Mißgeburt aus Mensch und Teufel, der Wechselbalg, die Null als menschenähnliche Erscheinung.

8.

„KLEIN ZACHES" LITERARISCHE VERWANDTE DER ANTIRATIONALISTISCHE ZEITGESCHMACK

Überall, unter den verschiedensten, nicht immer positiven Vorzeichen, erhob sich im Deutschland der Jahrhundertwende der Kampf gegen die Aufklärung. Man braucht nur z. B. Launs Memoiren zu lesen, um zu sehen, wie reibungslos kleinere Geister der Modeströmung folgten, die in Preußen vor allem, aber nicht nur in Preußen bis auf den Thron ihre absurden Schatten warf. Daß diese Antiaufklärer, Antirationalisten auch nur in der Mehrzahl großen Geistes Kinder waren, größeren Geistes als etwa ihr Antipode Nicolai, wird niemand behaupten wollen. Selbst so liebenswerte Gestalten wie Fouqué sind bald von der Zeitströmung an ihrer Oberfläche zu gräßlichen Geschmacklosigkeiten getrieben worden, und ein Geist wie Achim von Arnim konnte die barocke Fülle des Wunderbaren, die der Tag an „Motiven" ihm zutrug, nirgends zu gültiger Gestalt fassen, sondern meist nur mosaikartig zu mehr folkloristisch als dichterisch interessierenden Gebilden vereinen.

Hoffmann steht mit unbestechlichem Humor in dieser Flut. Trotzdem auch er zeitweilig vom Zeitgeschmack — der die Allgemeinheit seiner Motive, nicht aber die Einmaligkeit seiner Konzeption sah und schätzte und seine Produkte verschlang — zu übereiliger, nicht in schöpferischer Ruhe ausgereifter Schreiberei verleitet wurde, hat er doch nie eigentlich dem serapiontischen Grundprinzip zuwider gehandelt, nur das wahrhaft Geschaute niederzuschreiben. Von hier aus gesehen ist es völlig überflüssig,

Arnims Galgenmännlein aus der „Isabella" als Vorbild für Hoffmanns Zaches heranzuziehen. Gerade so gut könnte Hoffmann dieses Motiv in irgendeinem über Volksglauben berichtenden Magazin gefunden haben. Diese Gestalt ergab sich ihm aus eigenster Vision, ursprüngliches Gebilde seines Geistes, und ein Vergleich mit Arnim hätte nur den Zweck, die unvergleichlich viel mehr mit spiritueller Wirklichkeit erfüllte Hoffmannsche Grundkonzeption dem etwas krampfhaft verspielten und sich selbst zum Märchenstil vereinfachenden geistigen Stil Arnims entgegenzuhalten.

BRENTANO-GÖRRES: „BOGS"

Näher dem „Kleinen Zaches" als die „Isabella" sind zwei Werkchen von Hoffmann biographisch nahestehenden Dichtern, die als Dichtungen nicht von sehr hohem Rang sind, dafür aber die die Aufklärung metaphysisch treffende Absicht um so deutlicher dartun. 1807 veröffentlichten Brentano und Görres die kleine Schrift:

„Entweder wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat, oder die über die Ufer der badischen Wochenschrift als Beilage ausgetretene Konzert-Anzeige. Nebst des Herrn BOGS wohlgetroffenem Bildnisse und einem medizinischen Gutachten über dessen Gehirnzustand."

Der besondere Anlaß zu dieser Schrift, soweit sie ein Pamphlet mit bestimmtem publizistischem Zweck ist, braucht uns nicht zu interessieren, schon weil sie unter den Händen der verdoppelten Fabulierlust der Freunde weit über diese Grenzen hinauswuchs und — wie sie keinen Anfang hat — die Tendenz in sich schließt, grenzenlos über die Ufer geschlossener Form hinauszuwachsen als Kaleidoskop unzähliger Motive. Wichtig ist hier nur, daß im BOGS zwei mitten auf dem Weg Aufklärung—Romantik—Restauration sich befindende Geister ein Selbstbildnis ihres

Berührtseins vom heiligen Geist der Kunst schufen, das sie in scharfen Gegensatz zur Lebensprinzip gewordenen absoluten Profaneität des Spießers stellen. Für uns beachtlich ist, daß die Musik stellvertretend für den Kunstgeist schlechthin in BOGS Leben einbricht, um ihm seinen bürgerlichen Sinn zu zerstören: diese überaus bizarre Gestalt ist also ein älterer Bruder Kreislers — mit dem Unterschied freilich, daß ihn kein überlegen einsichtiger Meister Abraham freundlich ins Leben geleitet.

Wir haben keinen direkten Beweis dafür, daß Hoffmann diese Schrift gelesen hat. Es scheint mir aber zumindest wahrscheinlich, daß er irgendwann einmal auch dem „BOGS" begegnet ist; er, der in Warschau heißhungrig die Werke seiner Altersgenossen in sich aufnahm, die Zeichen des Kampfes um den Menschen, dem er sein eigenes Wort später weihen sollte; er, der vor allem Brentano liebte, dessen „Lustige Musikanten" er vertonte, dem er später in Berlin ziemlich nahestand.

Wichtiger aber ist, auf die geistesgeschichtliche Verwandtschaft der Verfasser des „BOGS" und des „Klein Zaches" hinzuweisen. Mir scheint ein kurzer Blick auf die Spiegelung der hier zu befragenden Probleme in diesem Werkchen wesentlich, um Hoffmanns Mythos in die historische Linie Aufklärung—Romantik—Restauration hineinzustellen.

Die „Land- und Staats-Adreß-Industrie- und bürgerliche Schützengesellschaft" erläßt einen Aufruf, den sie allen Bürgern sichtbar plakatiert, um damit endgültig alle, „die von ungefähr noch Menschen sein sollten", zur Meldung aufzufordern, „ein Selbstbekenntnis über ihren Charakter und ihre Grundsätze abzulegen, und der Gesellschaft der Menschen gänzlich zu entsagen, wenn sie ferner in der Anstalt wollen geduldet werden". Die Gesellschaft, die die Frage „Sein oder Nichtsein" von der nach also zu vollziehender Inquisition entscheidbaren Aufnahme in ihre Mitgliedschaft beantworten läßt, ist „zu erfragen in des verschollenen landräumig gewordenen Menschen ehemaliger Behausung", sie ist die universal gewordene bürgerliche Gesellschaft. „Nach den trefflichen Gesinnungen des Schicksals für das Wohl derer, die von seinen Schlägen, Ritterschlägen, sollen getroffen werden, ist ohnlängst die Erde und das Leben, deren zeitherigem Mietsmann dem Menschen aufgekündigt worden, weil er selbige ganz in Verfall kommen lassen, man ihn auch

darüber ertappt, daß er das Brod auf die runde Seite gelegt" und sich in „dergleichen Menschlichkeiten mehr" unziemlich aufführte. Seine sämtliche Gerätschaft „bestehend in einigen unbrauchbaren Phantasien, mehreren alten fabelhaften Geschichten, abgeschmackten Vorurteilen, Vaterlandsliebe, und einer ungedruckten Bibel, die kein Manuskript war etc." werden öffentlich versteigert. Weil aber niemand viel dafür zahlen wollte, schlägt man mehrere Bäume, „die er selber gezogen", und veräußert sie, um auf die Kosten des Prozesses zu kommen. „Da nun Erde und Leben wieder aufgescheuert und geschmackvoll angetüncht, das Dach repariert und ein verschlossenes heimliches Gemach angebracht worden, ist es unter dem neuen Schilde Land und Staat an einen namens Bürger in Erbpacht überlassen worden." „Einige Propheten, weise Meister, Philosophen, Schwärmer, Dichter, Musiker, Maler und Künstler" haben des Menschen „obige Armseligkeiten an sich gekauft". Der Mensch aber, ausgeplündert in der kahlen Welt, wurde vom Bürger freundlich eingeladen, es sich darin wohl sein zu lassen. „Auch versprach er ihm, die Haut über die Ohren zu ziehen, und bei ihm selbst gerben zu lassen." Der Enteignete aber bedankte sich für solche Gastfreundschaft und erbat sich nur einen Stein, darauf er sein Haupt lege. „Der Bürger sah den Stein an, er war ihm nicht brauchbar, und überließ ihn dem Toren, nachdem er zuvor alle seine Nägel gerade darauf geklopft. Dieser lief mit dem Steine davon, und es wird gesagt, der Stein sei der Stein der Weisen gewesen, und der Mensch habe sich mit demselben zu den obgenannten obskuren Käufern seiner andern Habseligkeiten gesellt, und treibe mit ihnen sein Wesen seit ewigen Zeiten in jeder neuen Kunst und Poesie . . ." Die wahre Menschlichkeit ist esoterisch geworden. „Der edle Bürger glaubt aber nicht an solche Vorurteile, und überließ es lange den trefflichen Anstalten des verblichenen allgem. d. Bibliothekars und dessen entwichenen freimütigen Erben, vor jenen Toren zu warnen".

Auch hier wieder Nicolai und Kotzebue als Sachwalter der bürgerlichen Profanität verhöhnt, womit der literaturgeschichtliche Ort in der Überlieferung dieser Namensnennung als Motiv eindeutig bestimmt ist.

Abgesehen von diesem kaum geglaubten, nicht bedrohlichen Märchen von der obskur gewordenen, immer noch ans Tageslicht spukenden Humanitas ist das Hauptärgernis der bürgerlichen Schützengesellschaft:

„Der ungeschickte Baum, den auszurotten bis jetzt alle Forstbeile ermüdeten, der in der Erde wurzelt und den Himmel trägt, und in dessen unendlichem Gezweige sich jene losen Vögel, Zifferfeinde und Ungeziefer

eingenistelt, mit seinem dumpfen mistischen Schatten uns die Sonne gänzlich entziehen und die Quartiere in Land und Stadt ungesund und unbequem machen möge, denn es ist noch ein Gott da, der alle Morgen ein Blatt fallen läßt, damit ein Strahl nachfalle, und so werden wir nächstens jenes Gesindel schußrecht bekommen, in den Baum werden sodann einige geblendete und getäubte privilegierte Singevögel, nach der besten Klassifikation und geschmackvollen Käfigten klassisch aufgehängt werden . . ." „Statt lebendiger Nachtigallen wird, sobald der Baum etwas gereinigt, und ihm das fatale Nachwachsen abgewöhnt worden, eine Kompagnie getaufter Juden hineingesetzt und gehängt werden, welche die Nachtigallen perfekt nachmachen können. Zu solchem Vogelschießen läßt eine löbliche Schützengesellschaft, mit Erbietung alles billigen Pläsiers, Herren und Damen höflich einladen. Hunde mitzubringen, ist erlaubt." BOGS, der Uhrmacher, „welcher zwar längst das menschliche Leben aufgegeben, nun aber doch in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden wünscht", rafft, nachdem er obiges Plakat gelesen, „sogleich seine wenigen Grundsätze zusammen, um solche der Schützengesellschaft treuherzig vorzulegen, und um eine gütige Aufnahme in der bürgerlichen Gesellschaft anzusuchen".

BOGS also, durch sein Schicksal und das allgemeine Entwerden der Menschheit automatisch in das inhumane Sein der bürgerlichen Gesellschaft gewachsen, besser dahinein konstruiert, will durch diesen Akt die ausdrückliche Bestätigung erhalten, aller gefährlichen menschlichen Ansprüche endgültig sich entledigt zu haben.

„Nachdem meine Vorfahren bereits so lange das Leben unter Händen gehabt, ist es mir, Gott sei Dank, schon in der Gestalt einer wohleingerichteten Uhr überkommen, welche so in der Ordnung ist, daß jeder, der ihren Ketten und Rädern sich nicht drehend anschließt, gekettet und gerädert wird." „Endlich selbst zum Maschinengliede erwachsen, arbeitete ich, um Zeit zu gewinnen, an Uhren . . ." „Auch wußte ich immer, wie viel an der Uhr ist, um nicht zu wissen, wie viel oder wenig an der Zeit sei."

Am Grabe eines Kameraden mußte der jugendliche BOGS einmal die erschreckende Rede und Warnung eines Kameraden anhören:

„Selig der, dem ermüdet an dem ewigen Einerlei des Drehens und Gedrehtwerdens die Sonnenidee Ewigkeit einen unsterblichen Strahl in das Leben, tröstlicher noch in den Tod wirft. Aber, leider, ist das Werk verbaut durch sich selbst, und das Gehäus, damit kein hindernder Staub es auf stillstehende Gedanken bringe. Der Verstand stehe einem still und der Kopf

laufe mit einem davon, hat man uns zu fürchten gemacht, damit es uns nicht einfalle, stille zu stehen, und zu erstaunen über uns oder das Werk." „O hätte er die Ewigkeit außer der Zeit, und das Unendliche außer dem Raum gesucht, statt Uhren zu machen, hätte er die Ewigkeit der Idee in die Zeit als Musik, das Unendliche der Idee in den Raum als Bild gebracht w. s. w."

So wird die Trauer am Grabe des Menschen Wort. Anselmus Peregrinus Johannes Kreisler trauert um den an sich selbst gestorbenen Menschen.

BOGS aber, militanter Bürger und Uhrmacher, warnte seine Genossen eindringlich vor den „Hirngeburten, sage Hirngespinsten" dieses „Predigers aus der neuen romantischen Clique":

„Es bleibt bei der Erfahrung, daß keine Sonne ins Leben als ein Uhrwerk scheinen darf, denn es könnte Staub mit hineinfliegen, und das Ausputzen oder Einschmieren kostet Geld." Und also erhielt er „durch seine Geistesgegenwart viele brave Uhrmacher beim Verstand".

BOGS wurde ein Meister seiner Kunst „und fing endlich die sieben freien Künste selbst ein, um seine Uhren zu verschönern". Der Einbau der Malerei und Plastik in sein Gewerbe zu allerlei teuren und unnützen zwar, aber doch ganz erbaulichen allegorischen Zieraten gelingt ganz nett, auch die Musik scheint sich zu Glockenspielen, die Religion zur Abnahme von Kirchturmuhren nützlich herbeizulassen. Aber da hat es dennoch einen Haken, einen Haken, der sich in Zukunft so anstößig und unausrottbar erweisen wird, daß BOGS an ihm hängenbleibt, eine fixe Idee nämlich, die Musik lasse sich nicht bändigen, nicht aufbrauchen im Uhrwerkweltgebäude der bürgerlichen Gesellschaft:

„Denn nachdem die alte Kirchenmusik, dieser Abgrund und Gipfel aller Töne, in und auf welchem der Mensch vor seinem Gott sich demütigen, zu seinem Gott sich erheben mag, gänzlich in Vergessenheit gekommen ist, kann ich doch nie einstimmen, daß wir sie abgeschafft, weil sie nichts taugte, sondern ich glaube sie hat uns verlassen, weil wir nichts taugten."

In großer Gewissensqual und Pein um das Verbannungsverdikt des Nichtseins beichtet BOGS seinen Mangel der Gesellschaft und ersucht sie mit seiner

„wahrscheinlich physischen Schwäche eines sehr reizbaren etwas zum Trunk geneigten Ohrs nachsichtig zu sein". „Ich fürchte leider, eine

hochlöbliche Schützengesellschaft möge finden, daß solche Empfindungen, wenn zwar nicht nach Menschlichkeit, doch auch gar nicht nach Bürgerlichkeit schmecken." In jedem Falle, meint BOGS weiter, sei jede Musik schädlich, höchstens Trommeln zu diversen höchst praktischen Zwecken, das Glockenspiel als das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, schließlich noch Hörner der Wächter und Hirten zuzulassen. Alle andere Musik sollte den Apothekern überantwortet und nur auf ärztliches Rezept hin ausgeliefert werden.

Die Schützengesellschaft nun befindet, daß, wenn auch BOGS' übrige Ansichten ganz bürgerliche seien, sich doch seine „ausgesprochenen Tollheiten über Musik mit Land, Staat und Schützengesellschaft sich nicht wohl vertragen", und schlägt ihm deshalb eine Feuerprobe vor: er soll ein Konzert besuchen, „und könnt Ihr uns beweisen, daß Ihr nicht dabei zu sehr hingerissen worden, so mag die Inkorporation vor sich gehen". An diesem Konzert verliert BOGS, der aus Angst vor diesem Ereignis schon längst keine musikalische Veranstaltung besucht hat, seinen Kopf. Als Milderungsgrund macht er in seinem Bericht geltend, er habe aber seine sämtlichen Taschenuhren richtig wieder nach Hause gebracht, die er vorher der Sicherheit halber zu sich gesteckt. Dieser Umstand allein rettet ihn denn auch vor dem sofortigen Verdikt. Vorherige medizinische Untersuchung wird zugelassen, wenn auch nicht verhehlt wird, wie gefährlich der Zustand sei, in dem BOGS — hier plötzlich wird klar, daß die „Schützengesellschaft" auch die Kritikerclique ist, die durch das Pamphlet getroffen werden soll — etwa statt eines jener überflüssigen Vögel im Lebensbaum jemand abschießen könnte, „der nicht auf der Liste stehe, etwa gar Pränumeranten, oder Lustspieldichter, oder Satirenschreiber . . .". Die medizinische Kommission untersucht nun unter Hinzuziehung des Dr. Sphex aus Jean Pauls „Titan" BOGS nach allen Regeln einer recht wunderlichen Kunst. Nun entscheidet sich BOGS, dieser eigenartige Kreisler-Murr-Janus; seine Kreisler-Seite entweicht den Händen der Kommission zu nicht geringem Entsetzen, während das sanguinische Murr-Ego mit einigen Vorbehalten einer Aufnahme in die Gesellschaft empfohlen wird. In BOGS, dem Uhrmacher, ist

durch eine unvorhergesehene Operation eine ebenso unvorgesehene Lösung des Konflikts „Bürger—Mensch" herbeigeführt worden. In den Augen der Schützengesellschaft bleibt allerdings auch sie noch höchst fragwürdig.

Man muß sich hüten, diese Kritik am Bürgertum bei beiden Verfassern biographisch von hinten nach vorne zu deuten, d. h. hier schon allzusehr Restaurationselemente aufspüren zu wollen. Wenn auch beide, Görres sowohl wie Brentano, ihres Schicksals Erfüllung nur in der Einmündung in den breiten Zeitstrom katholischer Erneuerung scheinen finden zu können, so wäre zunächst schon diese Behauptung, vor allem auch — wie bei den meisten dieser Über- und Rückläufer — die Brauchbarkeit ihres Einsatzes im Rahmen der Restauration selbst zu befragen. Auf alle Fälle aber muß hier an unserer Stelle das humanistische Pathos dieses Duetts betont werden, das noch stark von den individualistischen Antrieben der Aufklärung gespeist ist.

Wenn soziologisch unsere Zeit als die der bürgerlichen Emanzipation bestimmt wird, so — das muß immer wieder gesagt sein — ist doch das entscheidende Ethos dieser Emanzipation nicht standesgemäß akzentiert, sondern universal, im Menschen. Es ist hier nicht zu untersuchen, wie aus diesen Voraussetzungen im Gefolge der Revolution für Frankreich der Begriff Nation neuen Klang, zentrale Bedeutung bekam. Für Deutschland ist es aus dem Zusammenhang des organischen Denkens, das vor allem durch Herder entscheidende Anstöße bekam und dann in vielen Wandlungen das ganze Zeitalter Goethes bestimmte, sehr viel eindeutiger, daß der Name Volk wichtig werden mußte. Napoleon wurde von hier aus zur Verkörperung alles mechanistischen Staatsdenkens, dem die eigene Humanität entgegengestellt wurde, in deren Zusammenhang man die geprägte Volksgemeinschaft begriff. Napoleons quantitative Massenspekulation, die qualitativ unterschiedene, geschichtlich wirkliche Gliederungen nicht anerkennen konnte, ist eine der Grundvoraussetzungen seines Mißerfolges in Deutschland, wo man ihn zunächst als den

Zertrümmerer der absolutistischen Systeme begrüßt hatte. Der Geist, wie er faßlich und unfaßlich Mensch und Gemeinschaft in je neuer Gestalt sich zueignet, empörte sich aber bald in der deutschen Jugend gegen eine bloß ideologisch begründete Wirklichkeit, die letztlich in einem noch krasseren, ausschließlicheren Absolutismus endete, gegen den in einem einzigen Willen zentrierten Machtbegriff, der für alles national-eigenständige und schöpferische Leben bedrohlich werden mußte. Deswegen ist Vaterlandsliebe im „BOGS" unter den unveräußerlichen Eigentümern des Menschen genannt.

F. G. WETZEL: „PROLOG ZUM GROSSEN MAGEN"

Friedrich Gottlob Wetzel ist Hoffmann in Bamberg begegnet. Er kam ein Jahr später als Hoffmann dorthin als Nachfolger Hegels in der Redaktion der im Frühjahr 1809 von Napoleon bis auf weiteres sistierten Bamberger Zeitung — am 28. Dezember 1809. Hoffmann war damals in seiner reinen Peregrinusbegeisterung für alles Schöne und seinem Glauben an eine Poetisierung der Welt schon arg enttäuscht und in die Pariastellung des Künstlers gedrängt, deren Ressentiment dann im „Berganza" über die wahren Parias des Lebens und ihre tödlich verletzende Lächerlichkeit bellend laut ward. Anderseits hatte er Anschluß gefunden an die geistige Elite der Stadt, ohne freilich menschlich entscheidend an einen der Ihren gebunden zu sein, so sehr Marcus, Speyer, Klein und auch Kunz ihm Gesinnungsgenossen, Zechkumpane und dankbares Publikum seiner Kunst sowohl als auch seiner exzentrischen Späße waren. Julia-Kätchen hieß das bestimmende Erlebnis dieser Zeit. An ihm wurde er des Himmels und der Hölle seiner Berufung immer wieder inne. Gerade die Einmaligkeit und zuschauendem Blick komisch erscheinende Exzentrizität dieses Erlebens mögen ihn in bezug auf sein Innerstes eher noch verschlossener gemacht haben; weniger noch als je später oder früher darf es uns daher wundern, daß große Geister der Zeit damals

unsern Dichter nur in seiner bizarren Außenpose sahen. Wetzel schreibt aus seiner Erinnerung am 14. Juli 1818 an Frau v. Voigt:

„. . . der Mann mit der Schellenkappe auf dem Titel des ersten Bandes" [der „Phantasiestücke"], „sein getroffenes Konterfei, übermäßiger Liebhaber geistiger Getränke, übersprudelnd von beißendem Witz und der groteskesten Laune, bacchantisch lustig, wo edler Wein fließt. Jean Paul scheint ihn bei alle dem für innerlich kalt zu halten. Über das Tiefste seiner Natur spreche ich ungern ab."

Jean Paul hat — zwar offensichtlich mehr Kunz als dem unbekannten Autor zuliebe — später jenes eigentümlich selbstbefangene und darum nichtssagende Vorwort zu den „Phantasiestücken" geschrieben. Aber seine Erinnerung an Hoffmann blieb im Grunde negativ. G. H. Schubert, der durch Wetzel dann und wann nach Bamberg kam, den möglicherweise auch Hoffmann in Nürnberg aufgesucht hat, übersieht ihn in seinen Memoiren, weil er offenbar nicht in das pietistisch übertünchte Lebensbild paßt, das der einstmals romantische Psychologe im Alter von sich und seinen Jugendfreunden gibt.

Es ist kaum zu glauben, daß Hoffmann und Wetzel, der Musikdirektor und der Redaktor, so lange nebeneinander in der kleinen Stadt gelebt haben, ohne sich zu kennen; aber ersten sicheren Beweis ihrer Bekanntschaft haben wir für den 18. Januar 1812, wo sie sich bei Kunz trafen. Wetzels Tochter Constanze: „. . . auch der Musikdirektor und Dichter Hoffmann war des Vaters Freund und besuchte uns oft." Wann das aber war, ist nicht festzustellen. Der Dichter Hoffmann, vor allem der des „Goldenen Topfes", ist später für Wetzel bedeutsam geworden. Immer wieder schreibt er seinen Freunden von dem „wunderschönen Märchen", und aus seiner Feder stammt die einsichtsreichste Besprechung des Dichtwerks. Schon vor Erscheinen des Märchens (28. April 1814) vermeldet er Koethe:

„Kunz druckt jetzt am 3. Teil von Hoffmanns Phantasiestücken, worin der goldene Topf, ein unvergleichliches Märchen steht."

Hoffmann seinerseits scheint ihn als Menschen und Gesinnungsgenossen zu schätzen und redet in kameradschaftlich

jovialem Tone von ihm. Wetzel kommt im Gegensatz zu Hoffmann, dem schiffbrüchigen Staatsbeamten und Autor einiger noch nicht allzu bekannter Kompositionen, als Literat mitten aus dem erregtesten Strom der Zeit nach Bamberg, beladen nicht nur mit einer ganzen Anzahl fertiger Werke auf den verschiedensten Gebieten, sondern auch mit Beziehungen, die zu allem Zentralen zeitgenössischer Entwicklung führen. Für Hoffmann bedeutsam mußte die durch ihn geförderte Bekanntschaft mit der Schelling-Schubertschen Naturphilosophie sowie mit allen von da aus nur möglichen Bezügen zu Dichtung, Mythos, Wissenschaft und Metaphysik der Gegenwart und Vergangenheit gewesen sein, die in Gesprächen der universal bewanderte geistige Vielfraß geäußert haben wird. Keiner von den andern Bambergern hatte so viel unmittelbaren Kontakt mit der Generation, die das geistige Gesicht der Jahrhundertwende bestimmte, wie Wetzel, der Freund der Schubert, Koethe, Kanne, Wagner, Ritter, Kleist, Müller, der Schüler Herders. Er brachte mit sich — ähnlich wie Schubert und Schelling — in den zunächst von der neuen Bewegung verhältnismäßig wenig betroffenen Süden jene eschatologische Neues-Jahrhundert-Stimmung, die den Dresdner Kreis um Schubert, Krause, Koethe, Ad. Müller, Kleist beherrscht hatte, so verschieden die beteiligten Geister untereinander auch waren.

Von den Werken, die Wetzel mit nach Bamberg brachte (neben den „Nachtwachen" des Bonaventura): der 1806 geschriebene „Magische Spiegel", ein für die deutsche Geistesgeschichte höchst aufschlußreicher metaphysischer Entwurf gegen Napoleons Diktatur, die eigentümliche Vision am Grabe des endgültig verschiedenen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Der genaue Titel:

„Magischer Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands und aller umliegenden Lande. Hiebevor ein Wort von der Herrlichkeit unseres Reiches edler deutscher Nation an Herz und Seele gelegt durch Theophrast, genannt Teutonicus."

Dieses Buch ist nicht nur für die Erkenntnis der soziologischen, mehr noch der historischen und metaphysischen Haltung Wetzels

und seines Kreises, vor allem auch Adam Müllers auf der einen, Kleists auf der anderen Seite von großer Bedeutung, es zeigt auch die unmittelbare Beziehung dieser Kreise zu Herders Ideen wie kaum ein anderes. Im Zusammenhang mit einer Hoffmann-Interpretation ist es vor allem als antinapoleonisches Dokument zu werten, gehört also nahe zu der „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden".

Für uns hier wichtiger ist eine kleine polemische Schrift Wetzels gegen das Ethos und die metaphysische Grundkonzeption des Bürgertums: „Prolog zum großen Magen." Eine erste Fassung, die mir nicht vorliegt, erschien — und das ist wichtig — fast gleichzeitig mit dem „Magischen Spiegel" in Nr. 54/55 der „Dresdner Abendzeitung". Also — wohl unabhängig von Brentano-Görres — hat ziemlich gleichzeitig mit ihnen ein Geistesverwandter am Mythos des Bürgers gearbeitet, dessen Entwurf er mit nach Bamberg brachte. 1815 war die heute endgültige Fassung veröffentlicht. Am 17. Mai 1813 war „der kleine derbe Junge", wie er die Arbeit nennt, fertig. Hoffmann wird sie also aus Erzählungen, vielleicht auch im ersten Druck gekannt haben. Sicher aber wird er nach Erscheinen das Werkchen des sympathischen Bekannten und Gesinnungsgenossen zur Hand gehabt und durchblättert haben.

Als Prolog weist Wetzels Werk auf eine größere Dichtung hin, die vielleicht nie ernsthaft geplant war, die aber, hätte sie ausgeführt werden sollen, weit die gestaltgebenden Möglichkeiten, zumindest des Bamberger Wetzel, überstiegen hätte, der in beruflichen und gesundheitlichen Nöten sich aufrieb. Schon so ist dieser Prolog eine überfüllte und nirgends in ihrer Urkonzeption durchgehaltene Sache. Die Kraft der Ironie, die allein das Gespenst des „großen Magens" hätte beschwören können, sowie die Fähigkeit, es anderen dichterisch sichtbar zu machen, hat dem Versdichter Wetzel gefehlt, so sehr gefehlt, daß, vergleichen wir in dieser Hinsicht seine krampfhaft satirischen Knittelverse im „Rhinozeros" und im „Prolog" mit

der wirklich sprühenden Ironie der „Nachtwachen", seine Autorschaft an diesen fast unglaublich erscheint. Statt seinem Gnomen Gestalt zu geben, verflüchtigt er ihn immer wieder, indem er selber statt seines Dichtwerks redet. Jeder Ansatz eines aus der Grundschau begreiflichen Raisonnements wird sofort durch ein dem Gnomen selber in den Mund gelegtes satirisches Gegenraisonnement zerstört, ohne diesen freilich den paradoxalen Zynismus Mephistos auch nur andeutend erreichen zu lassen.

Man müßte den Lebensgang dieses Mannes genau kennen, den Wandel von Dresden bis Bamberg innerst verstehen, um das Abfallen seiner Kraft zu begreifen, von seinem für die Einsicht in Kleists „Penthesilea" so aufschlußreichen genialen Homer-Aufsatz in Seckendorfs „Prometheus" (der ohne Scheu neben Goethes „Pandora" stehen darf), weiter dem in wirklich vollbrüstiger Sprache seine Vision wiedergebenden „Magischen Spiegel" bis zu den nur mehr interessanten, in keiner Weise mehr geistig und dichterisch durchgehaltenen Knittelversgedichten. Noch sind aber die literaturgeschichtlichen Akten über Wetzel kaum aufgeschlagen, geschweige denn abgeschlossen. Und so bleibt uns denn nur der Hinweis übrig auf den „Prolog zum großen Magen", weil die in ihm skizzierte, Zeitkritik ironisierende Gestalt des Gnomen ein unmittelbarer Vorgänger von „Klein Zaches" ist.

Der Prolog wird von einem Gnomen gesprochen, der das von aufgeklärter Bürgerlichkeit verzerrte Spiegelbild des Zeitgeistes darstellt. Es wäre eine nicht geringe Arbeit, den Zügen dieses Scheinantlitzes bis in alle Einzelheiten nachzugehen. Man müßte aufzulösen suchen, wie die in der Sozialstruktur der Zeit vorgefundenen und karikierten Schäden ausdrücklich heißen, wo sie im Wirklichen sich erweisen; man müßte weiterhin zusehen, wie die Wünsche und Hoffnungen an diese Zeit, die Wetzel als ein Vertreter seiner Generation hegte, aussahen, aus welchen offensichtlichen und geheimen Quellen sie gespeist sind, wie weit die

sozialkritischen und metaphysisch-anthropologischen Ausblicke etwa von Herder zu Adam Müller hier Niederschlag finden.

Ich betonte, Hoffmann sei kein Sozialethiker gewesen und kein metaphysischer Spekulant. Wetzel war beides — mehr als er Dichter war. Deswegen ist sein Gnom Allegorie und nicht Mythos. Weil er aber anderseits nicht seine Theorien prosaisch als Politiker und Metaphysiker durchhielt, sondern als Romantiker sich fast moralisch verpflichtet fühlte, sie in Dichtung zu kleiden, weil er auch eine große persönliche Sehnsucht nach künstlerischer Gestaltung fühlte — deshalb sehen wir dieses Zwitterding aus unscharf gesehenen Visionen und unklar gedachten, stark im Ressentiment gebunden bleibenden Ideen vor uns. Wetzel wollte nichts ungesagt lassen in diesem Sündenregister — deshalb aber ist alles nur gesagt und es bleibt ein Register, während der Abgrund der Sünde selbst nur mehr sozial und moralisch dargetan wird und nicht metaphysisch. Über soziale und moralische Schäden aber läßt sich in guten Treuen diskutieren. Dichtung steht jenseits der Diskussion und jenseits der Tendenz. Der „Prolog" steht diesseits, er ergreift nicht, er bildet den Schrecken vor dem Gespenstischen nicht ein, sondern er läßt sich ein in die Diskussion. Er ist konstruiert; man merkt die Absicht.

Nachdem diese Kritik ausgesprochen ist an dem Werk selbst, wie es uns vorliegt, erhebt sich die Frage, warum überhaupt hier davon zu sprechen ist. Antwort: um der metaphysischen Grundhaltung willen, die ursprünglich doch den Abgrund meint, die — immer wieder zerredet — doch hinter dem dichterischen Pfusch als Gerichtetsein auf große Dichtung steht. Diese Grundhaltung ist dieselbe wie die der „BOGS"-Autoren und wie die, die wir später gültig gefaßt und dichterisch abgeschlossen im „Klein Zaches" finden werden.

Ein Gnom ist ein Geist — ein „Erdgeist". Das Publikum unseres Gnomen ist die aufgeklärte Welt. Soll sie an ihn als an einen Geist glauben? Wird er nicht ein poetisches Phantom und durch seine eigene Skepsis seiner Realität entkleidet?

Doch Geister wie ich, die gehen noch an,
Die haben ihr ordentlich Fleischergewicht,
Haben auch die fatalen Flügel nicht,
Wie die Luft- und Feuergeister, die Schwärmer die,
Das ist nun einmal meine Antipathie.
Die armen Teufel, ich beneide sie nicht
Um ihr Leben im ewigen Himmelslicht.

Schon gleich am Anfang wird ein Motiv angeschlagen, dem sich dann aus seiner Widersprüchlichkeit immer neue, nicht gerade übertrieben geistvoll abgewandelte Seiten abgewinnen lassen. Es ist nicht zufällig, daß ähnliches Wortspiel um den so unklar gewordenen Zentralbegriff Geist in der Walpurgisnacht des „Faust" sich an Nicolai anschließt: Die Ungeistigkeit der Aufklärung, ein dieser selber unmöglich verständlicher Vorwurf, erhoben aus einem ganz neu ausbrechenden Geist-Erleben, aus dem heraus auch die radikale Kritik an Kant verständlich wird, die den „Prolog" als Nebenmotiv durchzieht. Und gleich im Anschluß an diesen Vorwurf der andere des Utilitarismus, der absoluten Profaneität. Adam Müller eifert in „Die Elemente der Staatskunst" (Berlin 1809) gegen die unwürdige Ansicht vom Staat, als sei er eine Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt, Handelsgesellschaft. Dieser Hinweis auf die Kritik des Dresdner Freundes Wetzels am aufgeklärten Staatsbegriff möge genügen, um Gemeinsamkeiten anzudeuten.

In der Küch' taugt's Feuer und Licht,
sonst zu nichts,
das ist kurz meine Theorie des Lichts.

Man muß der geistesverwandten Naturforscher Worte über diese Materien lesen — Goethes etwa über das Licht und Baaders über das Feuer —, um die ganze Härte des Vorwurfs zu ermessen.

Mir däucht nun in meiner Haut einmal
Ein Gnom das höchste Ideal.
Die plattgedrückte Affenstirn
Hat grad die rechte Portion Gehirn;
Das Einmaleins hat eben Platz dahier,
Was sollte noch mehr Seele mir?

Die eingekniffnen Maulwurfsaugen
Just recht zum Spekulieren taugen;
Die Kupfernas' würd ich noch höher schätzen,
Könnt ich sie in Silber oder Gold umsetzen;
Die langen Ohren – – – und wenn hundert Partien
Auf der Börse durcheinanderschrien,
Hör jedes Wort im dickesten Haufen,
Weiß gleich, wenn ich kaufen soll und verkaufen;
Der große aufgeworfne Mund,
Der zeigt, ich hab 'n großen Schlund,
Ein'n Magen, der alles kann ertragen,
'en wahren Vogel-Straußen-Magen,
Der verschlingt ohne Schaden Metall und Geld
Und bei 50% Appetit noch behält.

So konstruiert Wetzel ein Wesen, den hundertprozentigen Bürger, wo keinerlei menschlich-atavistische Organe das hundertprozentige Funktionieren im bürgerlich-kapitalistischen Idealstaat hemmen. Er hat zwar eine „dumpfe und schwere" Zunge. Trotzdem aber kann er sich höchst populär ausdrücken, indem er eine Münze vorweist, und „Christ', Jud', Türk' und Mohr" verstehen diese „lang gesuchte, allgemeine Sprache", die Leibniz einst forderte. Man denke an die Hamann-Herdersche Sprachphilosophie und ermesse die Schwere dieses Vorwurfs der Unmenschlichkeit.

Der Gnom Bürger glaubt nichts und weiß nichts. Er lebt angenehm bei seinem absoluten Skeptizismus, seine Verdauung verträgt keine Beunruhigung, sein Selbstgefühl nicht die Störung etwa durch den Gedanken einer Schöpfung, diese Lüge, dies „blinde Gerücht"; er wird zur optischen Täuschung, zur Phantasie – schlimmer noch: Poesie.

Das Bürgergespenst wird zum Teufel selber. In ihm verkörpert sich das Ur-Böse, der ewige Feind des Menschen und Gottes. Dieser Bedeutungswechsel unseres Gnoms von nicht übertrieben bedeutungsvoll im Reich der Geister bewertetem Elementargeist zum Fürsten der Hölle selbst, der den Menschen schon am Anfang der Geschichte verführte – und zwar mit dem Geist der

Verzweckung und der Technik —, ist zwar tendenziös gut begreiflich, aber weder dichterisch noch metaphysisch im Zusammenhang begründet, ganz abgesehen davon, daß die recht zeitgebundene Beschränkung des teuflischen Wesens nicht unbedenklich ist — zu einer Zeit, da der „Faust" gedichtet wurde.

Glückseligkeit als Erfüllung eines im Magen zentrierten Wesens, das ist hier die Bestimmung des Menschen, das ist gültiges metaphysisches Endziel. Nachahmungstrieb ist der Grund der schönen Künste. Der Affe wird philosophisches und ästhetisches Beispiel, eigens zu diesem Zwecke vom Teufel erschaffen, damit daran der immer noch widerspenstige Mensch sich kultiviere. Widerspenstig aber ist der Mensch wegen des „Ebenbildes Gottes", das er in sich trägt: diesem tragischen und heroisch-irrationalen Grund seiner Seele, der nicht sich dem Weltplan des Bürgergespenstes fügt.

Ist's das, und macht ihn das so dumm,
Aus Menschenliebe bring ich ihn drum,
Impf ihm mit dem Apfel die Sünde ein,
Die Aufklärung die kommt dann gleich hinterdrein,
Und am Ende dankt er mir's noch, gebt acht,
Daß ich zu Falle ihn gebracht –

Denn Gespenst Bürger hat der menschlichen Gesellschaft herrliche Dinge gebracht: Arbeitshäuser, Philanthropinen, Leihbibliotheken, Aufklärungsschriften — — und den „Reichsanzeiger". Es geht um den technisch-sozialen Fortschritt. Auf ihn war der Fortschrittsphilister so stolz, in ihm sah er einen Beweis seines göttlichen Ingeniums, des Anteils an der einen Weltvernunft mechanischer Naturgesetzlichkeit; durch ihn war er als Mikrokosmos in dem besten aller denkbaren, prästabiliert harmonischen Makrokosmos eingeordnet. Für Wetzel ist dieser Fortschritt nicht wichtig, wo er es aber als absoluter Wert wird, ist er des Teufels. Er polemisiert gegen den Deismus, die Toleranz, die praktische Vernunft, die Kant-Laplacesche Kosmogonie, die Newtonsche Optik, die kapitalistische Sozialmoral und ihre berechnende Humanität, die Publizität und den Journalismus, gegen den wirt-

schaftlichen, geistigen und politischen Kosmopolitismus so gut wie gegen den geschlossenen Handelsstaat, gegen die Polizeiherrschaft so gut wie gegen den Liberalismus: in letztlich eindeutiger Linie schon stark der Restauration zuneigend, immer noch aber meist humanistisch-national-liberal orientiert, stehen die zueinander oft recht widersprüchlichen Aussetzungen am Ungeist der Zeit, die zu dessen Charakterisierungen gemacht werden.

9.

DIE SITUATION BEIM ERSCHEINEN DES MÄRCHENS

Am 6. November 1818 noch arbeitet Hoffmann am „Klein Zaches". Um die Brüllaffenszene zu fertigen, wendet er sich an Chamisso als an einen naturwissenschaftlich gebildeten Freund, um über Affen Auskunft zu erhalten, weil er eine Spezies braucht, die sich durch besondere Häßlichkeit auszeichnet, und er mag nicht geringe Freude gehabt haben, einen namens Beelzebub genannt zu bekommen.

Am 24. Januar 1819 schreibt Hoffmann an den Grafen Pückler-Muskau:

„Eben in dem Augenblick hat ein Märchen von mir die Presse verlassen, das, wie mir scheint, die Geburt einer etwas ausgelassenen ironisierenden Fantasie ist. Ich . . . empfehle den humoristischen Wechselbalg Ihrer Protektion . . . Zinnobers Porträt auf dem Deckel ist sehr ähnlich, denn da sonst niemand den Kleinen zu Gesicht bekommen konnte als ich selbst, so verfertigte ich auch selbst die Zeichnung."

Nicht nur Hoffmann und seine Freunde betrachteten dies Werk als das humoristischste, was er bisher geschrieben — bald war es Tagesgespräch der literarisch und politisch erregten Intellektuellen. Die Satire, wie sie es nannten, ohne zu wissen, daß es Humor in tiefstem Sinne war, hatte getroffen — alle und alles. Und jeder fand irgendeinen anderen Zeitgenossen porträtiert, eine andere Zeitkrankheit in der Karikatur dargestellt, die ihm besonders typisch und seiner Meinung besonders gelegen war. Wir brauchen nur die wenigen Rezensionen durchzugehen, die v. Maaßen zitiert, um diesen Zustand bestätigt zu sehen. Bei Hoffmanns Sinnesart, bei seiner immer regen Neigung zur Satire und ihrer Ausbildung in

der Karikatur, konnte es nicht fehlen, daß man oft Beziehungen und Anspielungen auf nahe Verhältnisse suchte und fand. Besonders war es bei dem Märchen „Klein Zaches" der Fall.

Hoffmanns Stellung in Berlin — als Beamter, Angehöriger verschiedener geselliger Kreise und Gast der verschiedensten nicht unbedeutenden Gesellschaften — ergäbe der genaueren Analyse einen aufschlußreichen Beitrag zur Charakterisierung dieser chaotischen Zeit, dieser chaotisch bewegten Stadt Berlin selbst. (Treitschke sprach von einem jener Fieber-Anfälle galliger, alles bekrittelnder Verdrießlichkeit.) Wo Hoffmann, dieser „excentrische Komet" (Wetzel), auftauchte, wie sein Schein gedeutet wurde, ist — kennt man erst einmal den Kern seiner Erscheinung — für die Beurteilung seiner Umgebung von außerordentlicher Bedeutung. Und was wir dann immer wieder, bis in die Kreise seines alltäglichen Verkehrs hinein, feststellen können, ist: Hoffmann wurde selten verstanden. Das Echo, das er fand, ist in der halb verächtlich gemeinten Bezeichnung „Humorist" schon genügend deutlich; vom „Gespenster-Hoffmann" später. Und was blieb ihm bei diesen Menschen, die in übertriebener und unangemessener Geltung sich gegenseitig selbst bespiegelten, von den vielen Seiten seines Wesens anderes hervorzukehren, als der Clown?

Wenn Hoffmann sich gegen eine allegorische Deutung seiner Märchen ausdrücklich verwahrt hat, so hat er auch keine Zeitsatire mit eigentlich persönlicher und aktuell-politischer Spitze schreiben wollen. Besonders absurd scheint mir die Meinung, Hoffmann habe einzelne Figuren seines Zeitgenossenkreises verulken wollen. Vielmehr scheinen mir Personalanalogien, wo sie gefunden werden können, sich eher aus einem im „Zaches" selbst angedeuteten Erkenntnisverhalten zu erklären. Hoffmann hat es als Schlüssel zur Weltoffenbarung je und je zitiert und auch selber in unermüdlicher „Neugier" praktiziert. Es ließe sich im Umkreis seiner bedeutendsten Zeitgenossen mehr als ein Kronzeuge dafür laden, als überragendste Goethe und Herder und als ihr für Hoffmann wichtigster Schüler Schubert.

Es heißt da in Entgegensetzung zu überheblichem Rationalismus:

„. . . manches Wunderbare, Unbegreifliche ist da noch zurückgeblieben. . . Zum Beispiel noch immer wachsen aus lumpichten Samenkörnern die höchsten, herrlichsten Bäume, ja sogar die mannigfaltigsten Früchte und Getreidearten, womit wir uns den Leib stopfen. Erlaubt man ja wohl noch gar den bunten Blumen, den Insekten auf ihren Blättern und Flügeln die glänzendsten Farben, selbst die allerverwunderlichsten Schriftzüge zu tragen, von denen kein Mensch weiß, ob es Öl ist, Gouache oder Aquarellmanier, und kein Teufel von Schreibmeister kann die schmucke Kurrentschrift lesen, geschweige denn nachschreiben! – Hoho! Referendarius, ich sage dir, es geht in meinem Innern zuweilen Absonderliches vor! – Ich lege die Pfeife weg und schreite im Zimmer auf und ab, und eine seltsame Stimme flüstert, ich sei selbst ein Wunder, der Zauberer Mikrokosmos hantiere in mir und treibe mich an zu allerlei tollen Streichen! – Aber, Referendarius, dann laufe ich fort und schaue hinein in die Natur und verstehe alles, was die Blumen, die Gewässer zu mir sprechen, und mich umfängt selige Himmelslust."

Balthasar, Dichter und liebender Jüngling, Adept des Weisen Prosper Alpanus, jener letzte Mensch, der aus dem Hause flieht, das ihm Herr Bürger usurpierte, bekennt hier seine Erkenntnishaltung — in anderem Zusammenhange von Hoffmann brahmanisch genannt —, die ihn dazu befähigen wird, den Usurpator zu überwinden. In „Des Vetters Eckfenster" wird für diese Erkenntnishaltung Hoffmanns unermüdliche „Neugier" allem Menschlichen gegenüber beispielhaft, die in unserem Zusammenhang gemeint ist. Was an menschlichen Phänomenen des Dichters Blicken sich auftut, wird zur Lesung auffordernde Chiffre der Ursprache. Hitzig schreibt im Anschluß an eine nebensächliche Episode aus dem „Zaches", deren Grund er miterlebt zu haben glaubt:

„So sah er alles ganz auf seine Weise, er schaute es wirklich mit eigenen Augen lebendig, wie er es in den Serapions-Brüdern von dem Erzähler unerläßlich fordert, und konnte es eben darum auch wiedergeben, wie nicht leicht ein anderer außer ihm. Hätte ihn ein anderer Cardinal von Este gefragt: Aber Meister Theodor, wo habt Ihr all das tolle Zeug her? – wahrlich, er hätte nichts anderes antworten können, als: Ich habe es so gesehen, und mir ist es gar nicht so toll vorgekommen."

So allein wollen die Personalanalogien verstanden sein, die wir dann und wann in Hoffmanns Werk finden; und es ist typisch, wie viele einen andern betroffen sahen durch seine angeblichen Personalsatiren, wie sich aber alle diese Vermutungen als nicht stichhaltig erweisen, während die Zeitphänomene, die wirklich getroffen werden sollten, nicht erkannt wurden — weder in ihrer allgemeinen Bedeutung, noch wo sie im Persönlichen sichtbar wurden. Ähnliches wäre auch zu sagen von seinem Verwenden autobiographischer Erinnerungen, so häufig sie sind und so wichtig sie uns sein können zur Erkenntnis seiner inneren Lebensgeschichte. Auch sein eigenstes Erleben ist, dem objektivierten Zusammenhange der Dichtung eingereiht, in diesem Zusammenhang zu entziffernde „Geheimschrift" des Unsichtbaren; Mikrokosmos, der Zauberer in all seiner Wunderfülle, nicht Hoffmann, der Mensch, steht zur Befragung.

So viel auch in diesem Märchen auf Politisches die Rede kommt — das ist nun einmal nicht zu umgehen, wenn der Held zum ersten Minister wird —, so sehr das Exempel Zinnober geradezu ein politisches ist, so wenig dürfen wir Hoffmann zum politischen Tagessatiriker machen. Auch wenn wir keinerlei Ahnung hätten von allem, was sich in den Jahren nach dem Freiheitskrieg in Berlin abgespielt hat, würde das Märchen als solches einen Reiz behalten — als Märchen, das seine Gestalten echt märchenhaft in bunter Phantasie sich nach den ihm eigenen Stilgesetzen bewegen läßt. Aber auch sein zeitlos gültiger Gehalt bliebe: Bilder des Menschen, seines Seins und Treibens.

Hoffmann hat die Gestalt des Zaches in einer Fieberphantasie gesehen; er hat sie in allen Einzelheiten angeschaut, um dann ihr Wesen zu ergründen und sie in einem entsprechenden Milieu sich bewegen zu lassen. Die Möglichkeit eines Wechselbalges, des Kindes einer menschlichen Mutter und eines Incubus, die er in jeder Dämonolatrie, die er zur Hand nahm, des weiten und breiten besprochen finden konnte, mußte einen Dichter wie Hoffmann fesseln wie kaum eine. Das Hauptanliegen des Satans ist nach

Hoffmann, dem Menschen den Gottesfunken zu rauben, die persona personans, ihn zum leeren Schemen seiner selbst zu machen.

In dem Kreis, dem Hoffmann geistig nahe war, hatte man in Napoleon den Antimenschen gigantischen Ausmaßes gesehen, und deshalb hatte man ihn gehaßt und bekämpft. Nun war der Sieg errungen. Die Generation unseres Dichters hatte in mächtigem Aufschwung ihrer Geistigkeit die Trägheit von Volk und Regierung überwunden, den Feind ihres Menschenbildes und ihres Vaterlandes, zerstört — allerdings im Bündnis nur zerstören können mit Mächten, die ebenfalls ihrem Menschenbild feindlich waren. In Preußen herrschte Hardenberg, der Mann der Mitte. Überall sollte der friderizianische Ausgleich durchgehalten werden, der wieder einmal sich bewährt und die Parteien zu gemeinsamem Kampf für die Erhaltung des Staates gebunden hatte. Hoffmann, der Freund Hippels, der in lebendigster und bester Vertretung die Tradition dieser Mitte darstellte, war in ihrem Zeichen Beamter des neuen Staates geworden. Wenn auch sein Bewerbungsschreiben nicht ganz frei vom Pathos der Zweckhaftigkeit gewesen sein mag, aus seinem ganzen Verhalten in Dresden, seiner antinapoleonischen Gesinnung heraus dürfen wir es ihm im großen und ganzen glauben, daß er es für sinnvoll hielt, diesem neugeborenen Vaterland zu dienen.

Und dann? Eine der ersten Aufgaben, die ihm als selbständigem Untersuchungsrichter zufielen, war jener infame und lächerliche Prozeß gegen seine Dichterkollegin Helmina v. Chézy, die ehemalige Herzensfreundin seines Freundes Chamisso. Schon hier, wie später in erhöhtem Maße in der Sache Jahn, hatte er die unabhängige Richtergesinnung — jenes „il y a des juges à Berlin" aus friderizianischer Zeit — gegen die Staatsraison zu behaupten, hatte als Beamter zu bewahrheiten, was er als Künstler und Metaphysiker in sich erbildet hatte.

Hoffmann war durch Hippel, Stägemann und Pückler-Muskau, nicht zuletzt auch durch den sehr geschwätzigen Hitzig, vor allem aber durch den Serapionsbruder, Arzt Hardenbergs, magneto-

pathischen Hochschullehrer, kabbalistisch und idealistisch gleichermaßen auf die okkulten Hintergründe des Lebens gehetzten David Ferdinand Koreff in recht instruktive Beziehungen zum Berlin der Nachkriegszeit gekommen. Er konnte aus unmittelbarer Nähe die unheimlichen Verwirrungen und Intrigen der Parteien und Personen erleben, mit seiner unersättlichen Neugier in sich aufnehmen, die die Atmosphäre dieser bodenlos wachsenden Weltstadt dämonisierten. Er konnte in all dem Geschwätz und all der charakterlosen Halbheit, all dem dilettantisch betriebsamen Spiel mit den höchsten und tiefsten Angelegenheiten des Menschen und der Nation die Ichferne der Gesellschaft bis in die innersten Kreise seiner eigenen Freunde beängstigend erleben. Er, der Seher übersinnlicher und untersinnlicher, englischer wie teuflischer Wirklichkeiten, dem der Teufel auf hellerleuchteter Straße begegnete, den die Gespenster der Atmosphäre bei Nacht um Schlaf und Konzentration brachten, hatte in diesem Hexenkessel Berlin die Integrität seiner Person, die Heiligkeit seines Wesens zu bewahren. Hoffmann hatte je und je ein ausgeprägtes Geselligkeitsbedürfnis. Die Geselligkeit aber, die ihm in Salons als berühmtem Mann und dekorativem Namen unbeschränkt geboten wurde, hatte er bald satt. Zum Kunstaffen taugte er nun einmal nicht. Gegen jede gesellschaftliche Lüge reagierte er mit exaltierter Clownerie, die er oft bewußt derartig übersteigerte, daß sich das Geselligkeitsangebot der sensationslüsternen, aber doch in ständiger Angst um die Grenzen des guten Tons bemühten Gesellschaft bald zusehends verminderte. Auch der gewiß anregende, letztlich aber doch unverbindlich bleibende Verkehr mit den ehemaligen Nordsternfreunden, jetziger Serapionsbrüderschaft, erst recht aber der gefühlsselige und eigentlich recht untiefe Ton im Hitzigschen Hause konnte Hoffmann nicht die geistige Entspannung gewähren, die seine ständig überladene Seele brauchte.

Der Kreis aber, der dann Schreckmythos zugleich und doch auch durch seine Exzentrizität wirksame Attraktion der Berliner Bürgerwelt wurde, der neben dem Namen Hoffmanns den des

endlich gefundenen geistigen Zwillingsbruders Devrient fast unsterblicher gemacht hat als beider unsterbliche Leistungen als Künstler, der Kreis im Weinhaus Lutter und Wegener, war Hoffmanns geselliges Werk.

Jetzt begegnete er Clemens Brentano. Der hatte seit dem Erscheinen des „BOGS" die krause Linie seines antibürgerlichen Lebens bis zur Grenze der Entscheidung durchschritten, in der die bloße Subjektivität seiner Empörung sowohl als seiner Frömmigkeit unerträglich wurde. Dieser Dichter, der kein einziges philosophisches Motiv, keine soziale Einsicht durchtragen konnte zu klarer Form und Forderung, der in unsäglich anmutigem Spiel mit seiner Begabung als Lyriker in die Weltliteratur gewachsen war, der anderseits, mit eigenem und fremdem Schicksal spielend, ohne je dies Schicksal zu Ende zu führen, von einer religiösen und erotischen Sensation zur anderen sich durch Gunst und Ungunst der Zeit hat treiben lassen, mußte einem objektiv gegebenen geistigen Gefüge sich einordnen, wollte er nicht die Fülle seines Wesens bersten oder verkümmern lassen. Er mußte die Unordnung seines Wesens, das sich nicht in sich selber formen und entscheidend nach selbst gefundenen Maximen ausrichten konnte, einer anderen Ordnung überantworten im Gegensatz zu seiner Schwester Bettina, deren Persönlichkeit sich im Alter aus eigener Kraft geradezu titanisch ausweitete.

In der Zeit aber, da er Hoffmann freundschaftlich begegnet, hat sich Brentano noch nicht letztlich entschieden. Überdies ist im Zusammenhang unserer jetzigen Untersuchung auch vor allem wichtig, in beiden das gleiche antibürgerliche antiprofane Pathos lebendig zu zeigen, das wir schon Hoffmann mit Wetzel verbinden sahen.

Ein ganz kleiner Nachweis dafür, daß Brentano auch 1817 noch nicht völlig die Motive des „BOGS" vergessen, vielmehr in anderer Weise jetzt von neu errungenem Standpunkt damit fertig zu werden sucht, ist aus dem Brief an Hoffmann zu entnehmen. Er hatte im BOGS die Pedanterie volkstümlicher Tisch-

sitten als besonders komisches Attribut des Bürgerlichen gegeißelt: der unordentliche, darum zu exmittierende Mensch läßt u.a. das Brot auf dem Rücken liegen. Nun versucht er, in dieser Regel ein „altes Gesetz frommer Tischzucht" zu sehen, das aus einer heiligen Ordnung geboren, nicht aus bürgerlicher Pedanterie:

„. . . das liebe Brod nicht auf den Rücken zu legen, ist ein altes Gesetz frommer Tischzucht, und als es zuerst aufkam, sich mit Brodkugeln nach Tisch zu werfen, trat eine Hungersnot ein." „Die witzigen, gaukelnden, sogenannten Humoristiker treten immer in der Literatur ein vor der Hungersnot."

Wir dürfen aber ruhig annehmen, daß der Brentano, der als Dr. Dappertutto sich den verwehrten Eingang bei Hoffmann erstürmt, in übermütiger Galgenbrüderschaft an dessen oft fast frivolem Spiel mit dem Dämonischen also noch ausdrücklichen Anteil nimmt, die „BOGS"-Motive lange auch noch in der ursprünglichen Bedeutung gegenwärtig hatte.

Halten wir fest: Hoffmann, der als junger Mensch die Verführung des Bürgerlichen zur Murr-Existenz genugsam erfahren, dann zur metaphysisch zentrierten Künstlerschaft sich durchgerungen hatte, begegnete in diesem Moment Wetzel, dem Verfasser eines Bürgermythos. Nachdem er selbst wieder in den Dienst des Staates zurückgekehrt ist, bei vollster, auch im menschlichen Sinne verantwortlicher Pflichterfüllung sich auf der anderen Seite ein gänzlich unbürgerliches ungebundenes Künstlerleben ermöglicht hat, begegnet er dem andern Dichter, der den Ansatz zu einem Bürgermythos zu gleicher Zeit wie Wetzel aus ähnlichen, wenn auch weit subjektiveren Motiven geschrieben hatte.

10.

„KLEIN ZACHES" – DAS MÄRCHEN VOM GESPENST DES BÜRGERS WARUM ZACHES EINE MENSCHLICHE MUTTER HABEN MUSS

Sowohl als Beamter wie auch als Mensch und Künstler ist Hoffmann dauernd bedrängt von den negativen Erscheinungen einer besonders wurzellosen Großstadtmenschheit, wie sie in dieser Ausprägung eigentlich nur in Berlin existierte (dessen Kultur ja kaum in Epochen eines geistig gebundeneren Daseins zurückreicht). Anderseits ist er begabt mit den Maßen seines metaphysischen Menschenbildes und dadurch angeregt zu jenem ihm mit allen romantischen und Restaurationstendenzen gemeinsamen Pathos gegen Aufklärung, Verzweckung, Windfahnen-Feigheit und alle die andern Übel des im banalen Sinn egozentrischen Menschen. In dieser Situation verdichtet sich ihm im „Klein Zaches" ein mythisches Bild des Trägers dieser Übel.

Hoffmann hat in der Fieberphantasie seine Grundeigenschaft erfaßt: Vampyr zu sein an allem positiv Menschlichen. Mit untersuchungsrichterlicher Gewissenhaftigkeit ging er seiner Vision zu Leibe, um ihre Identität festzustellen: die Szene im fünften Kapitel, da Prosper Alpanus dem Balthasar seine Bilderbücher zeigt, um festzustellen, ob Zaches ein Wurzelmann, oder ein Erdgeist, ein Gnom sei. Beide Zuordnungen waren für Hoffmann naheliegend. Glich Klein Zaches doch auffällig einerseits dem Alraun in der „Isabella" des Arnim, anderseits dem Gnom in Wetzels „Prolog". Außerdem hatte er Eigentümlichkeiten, die

denen dieser beiden Wesen nahekamen. So kommt auch Balthasar einmal ums andere in die Versuchung, Zaches falsch zu rubrizieren. Hoffmann hat uns aber zu Anfang verraten, wer Zaches ist: ein Wechselbalg, Kind einer Verbindung zwischen Weib und Teufel. Für die Entwicklung von des Dichters dualistischer Haltung nicht unwesentlich, hier aber nicht zu untersuchen ist die Frage, warum Klein Zaches' Vater im Märchen keine Rolle spielt. Den Charakter dieses immer noch menschlichen Wesens aber kann nur der liebende Balthasar in der Meditation seiner Liebe vor dem magischen Spiegel erblicken. Nicht Naturwesen, was Wurzelmänner und vor allem Erdgeister doch sind, sondern als menschliches Phänomen historisch ist Zaches —

„treten Sie vor diesen Spiegel, Balthasar, richten Sie Ihre festen Gedanken auf Candida – wollen Sie mit ganzer Seele, daß sie sich Ihnen zeige in dem Moment, der jetzt existiert in Raum und Zeit" –

während die andern Wesen als Naturerscheinungen unabhängig von der Zeit jeweilen der Zitierung des Magiers gehorchend im Raume erscheinen können. Mit der Zeitgebundenheit des Zaches ist auch seine Geschichtlichkeit, damit auch seine Schicksalsgebundenheit gegeben: er kann nicht vom Magier zitiert werden, dessen rechtmäßiger Wirkungsbereich im Natürlichen endet, sondern er muß von Balthasar sichtbar gemacht sein, der durch seine Liebe zu der vom Wechselbalg verhexten Candida diesem am nächsten fatal verbunden ist.

ZACHES UND WETZELS GNOM

Wir hatten den Alraun der „Isabella" für unsere Betrachtung schon früher ausgeschaltet. Ähnliches wäre von Fouqués „Galgenmännlein" zu sagen. Die Ähnlichkeit hingegen mit dem Gnom im „Prolog" sollte uns helfen, Klein Zaches zu erkennen. Hoffmann mußte vor allem anstößig sein, wie ein Gnom, der ihm aus der Mythologie als verhältnismäßig harmloses Wesen bekannt war, plötzlich in Wetzels Allegorie geschichtlich werden, in

menschliche Zeit eingehen konnte. Die unmotivierte Gleichsetzung mit dem Verführer im Paradiese konnte ihn so wenig befriedigen wie uns. Durch seinen treffenderen Namen Wechselbalg war er dieser Schwierigkeit überhoben, hatte er seinem Helden eine Abstammung gegeben, die unanfechtbar vor seiner kritischen Vernunft bestehen konnte. Mit der Einführung des Zeitbegriffs in der Erkennungsszene ist die Bedeutung dieser Herkunft deutlich. Aber noch andere Bedenken gegen den Gnomen mußten ihm auftauchen: als „Erdgeist" ist ein Gnom ein im Bereiche des Natürlichen produktives Wesen. Es liegt keinerlei Anhaltspunkt dafür vor, daß Wetzel etwa sagen wollte, die blinde Naturgesetzlichkeit breche durch ihn in die Geschichte ein, um diese auszulöschen. So sehr eine derartige Tendenz gegen die mechanische Teleologie der atomistischen Naturwissenschaft ihm zuzutrauen wäre, war sein eigener Naturbegriff doch so anders, so sehr an Geist und Leben ausgerichtet, daß hier zumindest eine klare Unterscheidung nötig wäre, die er uns schuldig bleibt. Wir können uns diese mythologische Ungenauigkeit — schwer verständlich bei einem Manne, der sich intensivst mit Mythologie beschäftigt hatte und großen Ehrgeiz auf diesem Plane hegte — nur mit allegorisierender Oberflächlichkeit erklären.

Sehen wir aber von all dem ab und konzentrieren uns nach dem, was früher über den „Prolog" gesagt wurde, auf zwei wesentliche Punkte, wodurch Hoffmann als Fortsetzer und Erfüller der Wetzelschen Absichten erkannt wird. Erst einmal werden beide, der Wechselbalg und der Gnom, als grundsätzlich unersättliche Vielfraße gekennzeichnet, als Verkörperungen des vernichtenden, das Verzehrte nicht verwandelnden, sondern die Substanz zerstörenden Unwesens. Ihm muß das Wort Schöpfung nicht nur aus weltanschaulichen Gründen widerwärtig sein — wie den kausalistisch denkenden Monisten —, sondern auch aus privater Unfähigkeit zu schöpferischem Tun unverständlich bleiben. Der Magen wird zum Weltsymbol — und Mosch Terpin, der Naturforscher, macht ihn im „Klein Zaches" zum universalen Laboratorium

seiner Forschung: ein Sein hat eigentlich nur, was eß- und trinkbar ist. Und in Wetzels „Prolog zum großen Magen" heißt es:

Ohne Kopf, lehrt die Physiologie,
Lebt sich's wohl noch, ohne Magen nie,
Vielmehr bei Monstres, kopf- und herzlos,
Fand man den Magen meist recht groß –
Ja der Magen, der Magen, der ist, mein ich,
Der Sitz der Seele eigentlich;
Ich wenigstens, wenn ich eine Seele wär,
Ins Gehirn, da setzt' ich mich gewiß nicht her,
Da müßt ich am Hungertuche nagen.
O, der Magen, der ist das Zentrum der Welt.
Von hier geht aus die ganze Existenz,
Die ganze Nützlichkeitstendenz.

DAS SURROGAT DER MENSCHLICHKEIT

Zum anderen — und hier wird es uns möglich, das Innerste der Zacheswesenheit zu erfassen — ist sowohl des Gnomen als des Wechselbalgs Wirken und Erfolg im Begriff des Surrogats zentriert. Der Gnom preist das Surrogat in jeder Beziehung als die schönste Erfindung der Zeit, die wohl die Unsterblichkeit wert sei. Der mit Napoleons Kontinentalsperre verhängte Mangel an überseeischen Produkten hatte die Erfindungsgabe für den alltäglichen Bedarf auf die Fabrikation von Surrogaten gewiesen. So vor allem wurde die Herstellung von Zucker aus Rüben erfunden, um den gesperrten Rohrzucker zu ersetzen — und dies Beispiel zitiert Wetzel denn auch wiederholt mit besonderer Eindringlichkeit. Durch die äußere Notlage wurde der Begriff Surrogat populär, und das anhebende Zeitalter der Technik frohlockte ob der Überlegenheit des menschlichen Geistes. Der große technische Produktionsapparat hatte zu funktionieren begonnen, und weitblickende Geister sahen der Kultur den Untergang drohen, sahen darin die Tendenz, den Menschen, den aus eigenstem Wesen schöpferischen Menschen, bloß mechanischen Ursachenreihen sich zu unterordnen, sich an sie zu verlieren.

Ja, wer nur so mit Augen sieht,
Wie sich alles zerarbeitet und plackt und müht,
Die Nützlichkeitsjagd, das Rennen und Treiben,
Das Aufklärung fördern, das Menschwohl schreiben,
Die ungeheure Windmühle voll Wind,
Die Spinnmaschine, daran die Zeit ihr Stück Brot gewinnt,
Und wer weiß, wohl auch ihren Strick sich spinnt – – –

So schreibt ein Hellhöriger in der gleichen Zeit, als die andern noch einen biedermeierischen Traum träumten oder in den hier verhöhnten Tendenzen das Morgenrot des goldenen Zeitalters erblickten. All dies Treiben aber steht unter dem Zeichen des Surrogats. Mit dem „BOGS" zu reden: In diesem Zeichen wird der Mensch arm und nackt in die esoterische Versenkung gejagt, wo ihm die Weisen und Dichter eine letzte Zuflucht bereitet haben, die, wenn es der Aufgeklärte näher besieht, allerdings das Irrenhaus ist.

Bald wurde mein Volk ein Surrogat
Für Menschen – der schönste Affenstaat –
Doch Ihr seid, mit Freuden seh ich's an,
Schon auf gutem Wege zum Pavian;
Besteht fast ganz aus Surrogaten,
Fratzen für Gefühle, Grimassen für Taten,
Loses Papier für gut bar Geld,
Eine Enzyklopädie für eine Welt – – –

Ist das nicht Zaches, sind nicht die aufgeklärten Bürger, Pfarrer, Professoren und der Fürst von Kerepes durch die eingeführte Aufklärung eben auf dem Affenwege, die qualitativen Unterschiede zwischen Echtem und Surrogat nicht mehr machen zu können? Lassen wir es ohne weitere Interpretation auf sich beruhen, daß die Mutter von Klein Zaches die einzige Figur aus der untersten sozialen Schicht ist, die in unserem Märchen vorkommt — abgesehen von der nicht wichtigen des Dieners in der Todesszene. Dies Volk, das Lasten zu schleppen hat und dabei, mag es tun und lassen, was es will, immer arm bleibt, dieser vierte Stand ist im Bild des Fürstentums nicht vorhanden, lebt gleichsam unterhalb desselben.

Zaches ist Zinnober geworden, trägt den Namen der „drei feuerglänzenden Haare", die ihm als Geschenk der Fee Rosabelverde gewachsen, die ihm die Fähigkeit verleihen,

„vermöge der alles, was in seiner Gegenwart irgend ein anderer Vortreffliches denkt, spricht oder tut, auf seine Rechnung kommen, ja daß er in der Gesellschaft wohlgebildeter, verständiger, geistreicher Personen auch für wohlgebildet, verständig und geistreich geachtet werden und überhaupt für den vollkommensten der Gattung, mit der er im Konflikt, gelten muß."

Wir müssen die Fee Rosabelverde später uns noch genau besehen und vor allem ihre Funktion im aufgeklärten Staate Kerepes. Hier nur so viel: der Zauber, kraft dessen Zaches Zinnober wird, ist tierischer Magnetismus. Diese Kraft, die Hoffmann von allen Seiten her untersucht, medizinisch wie metaphysisch beleuchtet hat, gab ihm in der Technik des Märchens den Wunderschlüssel zur Erklärung, wieso sich aus dem quälenden Nichts ein illusionäres Universalgenie, aus diesem eigenschaftslosen Ungetümchen der magische Spiegel aller menschlichen Eigenschaften bilden konnte.

Dies eine, gleichsam illegal weiterlebende Wunder und den esoterisch gewordenen Prosper Alpanus ausgenommen, ist alles Übersinnliche, Transrationale längst abgeschafft in Kerepes seit dem Aufklärungsedikt des Fürsten Paphnutius und seines früheren Kammerdieners, späteren Premierministers Andres. Zugleich mit der Aufklärung entsteht der Absolutismus. Von Pamphnutius' Vater Demetrius heißt es:

„Jeder wußte, daß Fürst Demetrius das Land beherrschte; niemand merkte indessen das mindeste von der Regierung, und alle waren damit gar wohl zufrieden."

Paphnutius der Große hingegen fängt seine Laufbahn als Fürst an mit dem „Ich will regieren, mein Guter!" Wir werden in keinem Zweifel gelassen, in welchem Zeitalter wir uns befinden. Aber wenn schon politische Satire in diesem Märchen gesucht werden soll, wer ist eigentlich gemeint? Der feudale Adel im

Grafen Mondschein und seinem Stift, der Absolutismus im Fürsten, der konstitutionelle bürgerliche Liberalismus in Andres, die Demokratie im hemmungslosen Aufstieg des Anonymus Zinnober, oder gar das Proletariat als Erbe des Liberalismus durch Demokratie? Es wäre wirklich absurd, dies Märchen auf eine bloß am Rand gültige Meinung zu verkleinern, das ein humorvoller Spiegel für alles ist wie der Urdarquellsee in der „Prinzessin Brambilla" und das wie jede große eigentümliche Leistung zumindest der Zeit Hoffmanns nur eine Tendenz hat: den Menschen in seiner Ganzheit und Heiligkeit. Um so wichtiger aber ist es, alle die Richtungen, die sich darin spiegeln sollten, aufzurufen, um seine Bedeutung zu ermessen.

Aufklärung herrscht in Kerepes, alles Wunder, alles Übervernünftige ist aus dem Leben gebannt. Der erste, der auf den Wechselbalg und seine neue Spiegelmacht hereinfällt, ist — der Theologe. Diese Tatsache wird nicht weiter ausgeführt, und wir können sie auf sich beruhen lassen.

Wiederum begegnen wir dem Studiosus Zinnober — nach seiner ersten Begegnung mit dem Anselmus-Peregrinus-Jüngling Balthasar, dem einzigen, der es wagt, sein Feind zu sein und ihn schließlich stürzen wird — nicht zufällig bei einer Teeredoute, durch die er in die Gesellschaft eingeführt wird. Wir wissen, wie Hoffmann solche Anlässe liebte, und wir brauchen nur einen Blick in Varnhagens Erinnerungen zu werfen, um schaudernd zu ahnen, welche Rolle sie im politischen und literarischen Leben Berlins spielten.

DIE MECHANISTISCHE NATURWISSENSCHAFT

Der Zinnober in die Welt einführt, ist — der mechanistische Naturwissenschaftler Prof. Mosch Terpin, der „erklärte, wie es regnet, donnert, blitzt, warum die Sonne scheint bei Tage und der Mond des Nachts, wie und warum das Gras wächst usw., so daß jedes Kind es begreifen mußte". Nebenbei französisiert er in Rede und Gehaben, was die teutschesten Studenten nicht abhält, von

ihm begeistert zu sein wegen seiner Offenbarungen. Als er später durch Protektion seines ehemaligen Schützlings „Generaldirektor sämtlicher natürlicher Angelegenheiten im Staate" geworden ist, „zensiert und revidiert er die Sonnen- und Mondfinsternisse sowie die Wetterprophezeiungen in den im Staate erlaubten Kalendern." Im übrigen geht seine Forschung hauptsächlich durch den Magen im Hinblick auf den Magen, so schreibt er wenigstens angeblich — eine Abhandlung über die Frage, warum Wein anders schmecke als Wasser, und studiert emsig in den fürstlichen Kellern. Einzig im fiskalischen Interesse muß er sich dann und wann zu einiger Unbequemlichkeit bemühen: wenn z. B. ein Hagelschlag die Felder verwüstet hat, muß er plötzlich über Land,

„um den fürstlichen Pächtern zu erklären, warum es gehagelt hat, damit die dummen Teufel ein bißchen Wissenschaft bekommen, sich künftig vor dergleichen hüten können und nicht immer Erlaß der Pacht verlangen dürfen, einer Sache halber, die niemand verschuldet als sie selbst".

Hier mag Hoffmann an sein eigenes Verhältnis zum Staat gedacht haben, der sein Juristengewissen belasten wollte. Die Teegesellschaft vergnügt Mosch Terpin bezeichnenderweise mit Zauberstücklein aus: „Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, zusammengetragen von J. Chr. Wiegleb." Dies Werk, das sich im Untertitel „Joh. Nikol. Martins Unterricht in der natürlichen Magie etc., völlig umgearbeitet von J. Chr. Wiegleb" nennt, verdankt seine Entstehung einem verlegerischen Wunsch Nicolais, der ein Bombengeschäft damit machte, aber auch seinen rationalistischen Tendenzen einen unzweifelhaften Dienst damit erwies, indem er der großen Nachfrage nach dem vergriffenen Werk Genüge tat und zugleich dafür sorgte „die Liebhaber der natürlichen Magie zu vergnügen, ohne solches auf Unkosten des gesunden Menschenverstandes zu tun".

Die ersten Bände wurden mehrmals aufgelegt, der neunzehnte erschien 1805 bei Nicolai. Hoffmann hat der Sammlung von seiner Kindheit bis zum Ende seiner Lebenszeit seine Treue

bewahrt — allerdings in anderen Beziehungen dazu gestanden als die Moschs, die mit ihrem sogenannten Wissen das Laienpublikum nicht anders überraschten als Charlatane mit ihrer Zauberei.

Hier mag erinnert werden an den „BOGS", dessen Verfasser den bürgerlichen Weltzustand als einen Panmechanismus ebenfalls mit der naturwissenschaftlichen Einrichtung des Lebens im Sinne des Uhrwerks beginnen lassen. Auch Wetzels Gnom liebt die Naturwissenschaften insbesondere. Bis zu wörtlicher Übereinstimmung geht die Gleichgerichtetheit Hoffmannscher und Wetzelscher Charakterisierung der „vernünftigen Physik".

Wie's Gewitter aus Elektrizität
Und wie der Schnee aus Frost entsteht,
Wie das unermeßliche Weltgebäu
Nichts weiter als eine große Mühle sei,
Brav Mehl zu machen für unsere Mägen,
Mechanik des Himmels genannt deswegen,
Wie auch das Sonnenlicht schwer und tot,
Man könnt es wägen wie's liebe Brod,
In Fallen fangen, in Säcke fassen,
Und auf Flaschen wie's Märzenbier ziehen lassen – – –

ZINNOBERS FEIND BALTHASAR, DER MENSCH GEGEN DEN BÜRGER

Balthasar, der liebende und dichtende Jüngling, der Urfeind aller Profaneität als Prinzip, beginnt schon an Mosch Terpins Wissenschaft zu zweifeln, bevor sie in der Einführung des Nichts Zaches als Prinzip der höchsten bürgerlichen Persönlichkeit ihren zerstörerischen Einfluß letztlich offenbart hat. Wir lernen den Jüngling als melancholischen Flüchtling vor Terpins Weisheit kennen. Er will hinaus in die Natur, ihre Sprache unmittelbar hören, ihre Schriftzüge lesen. Dort will er seinen Lebensdrang sich ausweiten lassen ins All, dessen Sinn und Bezug zu sich selber er ahnt, will „das selige Geheimnis der Waldeinsamkeit" auf sich wirken lassen, die unerträgliche Last der ihm fremden Wissen-

schaft von sich werfen. Dem ihn nicht verstehenden Freund Fabian, der im Bann des Rationalismus steht und ihn einlädt, statt nach Philisterart melancholisch zu schwärmen, sich burschenhaft mutig und fröhlich zu schlagen und zu tummeln, versucht er seine Angst und Hoffnung verständlich zu machen.

Fabian: „Wenn du meinst, daß dir ein Spaziergang hier im Walde wohl tut, so bin ich völlig deiner Meinung. Gehe ich nicht auch gern spazieren, zumal in guter Gesellschaft, in der man ein vernünftiges lehrreiches Gespräch führen kann? – Zum Beispiel ist es wohl eine wahre Lust, mit unserm Professor Mosch Terpin über Land zu gehen. Der kennt jedes Pflänzchen, jedes Gräschen und weiß, wie es heißt mit Namen und in welche Klasse es gehört, und versteht sich auf Wind und Wetter" – „Halt ein", rief Balthasar, „ich bitte dich, halt ein! – Du berührst etwas, das mich toll machen könnte, gäb es sonst keinen Trost dafür. Die Art, wie der Professor über die Natur spricht, zerreißt mein Inneres. Oder vielmehr mich faßt dabei ein unheimliches Grauen, als säh' ich den Wahnsinnigen, der in geckenhafter Narrheit König und Herrscher ein selbstgedrehtes Strohpüppchen liebkost, wähnend, die königliche Braut zu umhalsen! Seine sogenannten Experimente kommen mir vor wie eine abscheuliche Verhöhnung des göttlichen Wesens . . ."

Kurz nach diesen prophetischen Worten Balthasars erscheint Zinnober, um in Kerebes Einzug zu halten, um des Terpins geliebtes Strohpüppchen zu werden, die blasphemische Naturwissenschaft zum endgültigen Siege zu führen. Als aber der Spuk sich als solcher dartut, gerät der seiner Würde entkleidete Terpin in die Gefahrzone des Wahnsinns und kann nur durch Balthasars gütige Liebe davor bewahrt werden.

Wie sich im einzelnen weiterhin der Zauber der Fee Rosabelverde, alias Magnetismus, an Klein Zaches-Zinnober auswirkt, wie er durch Balthasar, den Dichter und Liebenden und seine Freunde entlarvt wird mit Hilfe des alten Weisen aus dem Morgenlande, der esoterisch gewordenen mystischen Wissenschaft — das alles ist hier nicht wiederzuerzählende, ergötzliche Märchenwirklichkeit.

Was aber ist das Grundwesen der beiden Gegner Zaches und Balthasar? Zaches als das Kind des Satans ist der Mensch, dem der Gottesfunken nicht eingeboren ist. Rosabelverde glaubt ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihm die telepathische Fähigkeit

verleiht, alle Personalkräfte und ihre äußere Sichtbarkeit in der physischen Gestalt zu spiegeln, jedem ihm Begegnenden Doppelgänger zu werden, dadurch Vampir an dessen sozialer Geltung. Der Liebende und Dichter Balthasar ist der einzige, der der Täuschung nie verfällt, weil er allein die Fähigkeit Qualitatives erkennender Unterscheidung hat, er allein der rationalen, dem diesseitigen Leben verfallenen Lebenshaltung der Aufgeklärten nicht verpflichtet ist. Die das sind, verkennen das Nichts, wie sie die Fülle verkannten, und erheben es aus der Folgerung der in ihnen vorhandenen Nichtigkeit und Mißachtung alles Personalen — also Humanen in dem erfüllten Sinn Hoffmannscher Theosophie — auf den höchsten Posten des Staates. Denken wir an den „BOGS": Balthasar, der Mensch, wird flüchtig. Mit Hilfe des Weisen, der im Aufklärungsausverkauf der Menschlichkeit alle die wohlfeilen wunderbaren qualités négligeables in die Esoterik rettete, mit Hilfe des Steines der Weisen, den er in sich trägt, und aktiviert durch die Liebe, stürzt er den Usurpator und erfüllt die Mission des Dichters als Retter des Menschen. Das Gespenst des Bürgers ist verjagt, die Profaneität besiegt, und Balthasar selber als Erbe des nun im Lande nicht mehr nötigen esoterischen Wissens kann dies Erbe legal in bürgerlicher Existenz verwalten. Über allen Spuk hat die Dichtersehnsucht gesiegt. Das Fest der Liebe — einer ganz banalen ehelichen Liebe — wird im Wunderreich Prosper Alpanus' begangen, und der kann beruhigt nach Indien abfliegen.

GEHEIMBÜNDE, ROSABELVERDE, DER MAGNETISMUS – DIE RACHE DES ÜBERSINNLICHEN

Es bleiben noch einige Personalanalogien aufzustellen, an denen, wie mir scheint, Hoffmann die im „Klein Zaches" beschworenen Dämonien besonders deutlich erleben konnte.

Friedrich der Große hatte in sein so rational ausgerichtetes Staatsgefüge Elemente eingelassen, deren Wirkung auch ins

Politische hinein er, der Aufklärer, kaum erahnen konnte. Seit 1738 gehörte er dem Freimaurerbunde an, und 1744 übernahm er das Großmeisteramt der Berliner Loge „Aux trois globes". War schon die Freimaurerei ein in sich außerordentlich heterogenes Gebilde, in dem die widersprechendsten Tendenzen unter oft grotesken Vorzeichen sich fanden, so war erst recht Friedrichs Duldung, ja Förderung der Jesuiten Anlaß für schwerwiegende Konflikte, die die Widerstandskraft seines Reiches vor allem dann stark erschütterten, als sein Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm sein Leben und Regieren allen Einflüssen bereitwillig überließ, die aus irgendeiner dunkeln, unauffindbaren Quelle kamen — je undurchsichtiger sie waren und je abstruser sie das Heil der Seele und die Errettung der Menschheit verhießen, desto bereitwilliger.

Die scheinbar absolute Herrschaft der Aufklärung über das öffentliche Leben hatte alles Irrationale, den breiten Strom der Daseinsbefragung nach seinem letzten Grund, alle vanitas vanitatum vanitas-Stimmung des Barock, seine Gespensterfurcht und krampfhafte Gläubigkeit, aber auch alle echte Mystik und ernste Theosophie, alle pneumatische Naturphilosophie in die geheimen Konventikel gebannt, denen dann schließlich keine These mehr obskur genug zu sein schien. Anderseits verabsolvierten sich gewisse rational-humanistische Tendenzen in diesen Gesellschaften, die durch ihr Geheimnis und durch die eigenartigen Verpflichtungen, die ihre Mitglieder übernahmen, eine ungeheure Macht über den Einzelnen gewannen. Es ist bis heute noch nicht gelungen, in die unzählig verzweigten Konventikel der Geheimgesellschaften dieser Zeit, ihre politische und geistesgeschichtliche Wirksamkeit, das durch sie angerichtete Verhängnis sowie die wichtige Vermittlung ungezählten Geistesgutes, die man ihnen zuschreiben muß, einigermaßen Licht zu bringen. Schwindler und Charlatane neben den Großen unserer geistigen Geschichte treten da auf, und oft scheint der Sprung vom grundsätzlichen Königsmörder zum mystischen katholisierenden Phantasten innerhalb

derselben Gesellschaft ein nur geringer zu sein. Auch die soziologische Schichtung und Tendenz der Bünde ist zunächst absolut undurchsichtig. Dabei hilft es nicht allzuviel, die einzelnen, etwa Freimaurer und Rosenkreuzer, unter diesen Gesichtspunkten voneinander zu trennen. Denn sowie die Untersuchung am Konkreten und den menschlichen Beziehungen vor allem einsetzt, verwischen sich die Grenzen vor dem einen Zauberwort „Geheimnis". Allein ein flüchtiger Blick in Zacharias Werners Briefwechsel bringt eine verwirrende Fülle geheimbündlerischer Motive, wobei die widersprüchlichsten Richtungen dauernd miteinander abwechseln und ineinander verschwimmen.

Schon als Jüngling in Königsberg hatte Hoffmann die „Geisterseher"-Stimmung mächtig erfaßt, und unter dem Einfluß von Großes „Genius" vor allem hat er sich an einem entsprechenden Roman versucht. Immer wieder begegnet er Männern, die da und dort einer geheimen Organisation verbunden sind, und die verschiedenen Motive lassen ihn sein Leben lang nicht los — vom „Magnetiseur" bis zum „Meister Floh".

Wichtig ist, den Dualismus zwischen der rationalen Staats- und Lebensauffassung in der offiziellen Welt und den gänzlich undurchsichtig und unkontrollierbar gewordenen mystischen und okkulten Strömungen festzuhalten, denen vom herrschenden Weltbild des Bürgers aus gesehen und von der geltenden Wissenschaft her kein Wirkraum gelassen wird. „Dschinnistan" als Verbannungsort aller Feen und Zauberer ist der Ausdruck für diesen Zustand in der Märchensprache.

Was hat es nun auf sich mit der Fee Rosabelverde, der geheimnisvollen Wirkung ihres Kopfstreichelns und Haarausglättens, wodurch aus Klein Zaches Zinnober wird, aus dem personalen Nichts der personale „Feuerschein" der roten Haare? Ich wies schon darauf hin, daß diese Fee eine märchenhafte Verkörperung des „animalischen Magnetismus" ist. Er schien die mechanische Kausalität durchbrochen zu haben. Durch ihn war der Ausblick in längst zum Aberglauben gerechnete, als

unerforschliches Geheimnis aber immer wieder drohende Bereiche und Phänomene auch dem wissenschaftlichen Betrachter wieder weit geöffnet. Auf der andern Seite hatten die allzuleicht zufriedenen Wundersüchtigen bis weit hinauf zu den ernsten Dichtern und Philosophen ein Ventil in die Zeit gefunden und konnten experimentell das Wirken unsichtbarer und ungreifbarer Mächte erweisen.

Hoffmann war immer skeptisch. Vor allem, weil er jedem Monismus gegenüber skeptisch war. Seine Haupteinwände gegen die leichtfertige Praxis der Hypnose und aller ihrer Spielarten sind zwei: die Freiheit des Menschen den Menschen gegenüber ist in Gefahr, die Heiligkeit des Gottesfunkens und seine Entfaltung ist vom Dämonischen her bedroht. Gerade an seiner Haltung dem Magnetismus gegenüber läßt sich Hoffmanns metaphysische Unbestechlichkeit besonders deutlich zeigen, seine tiefe Erfahrung des Ichwesens in der Existenz wie sein Wissen um die Zweideutigkeit aller Erscheinungen, seine Abwehr aller werthaft einheitlichen Substanzprinzipien. Als eine unter vielen werthaft geschiedenen und im Gesamt der Transzendenz ins Wunderbare sinnhaften Gestalten ist die Fee Rosabelverde, der Magnetismus, eine positive Erscheinung. In einem Reich aber, wo die Kirche und die Wissenschaft entsinnt sind, ohne Bezug zum transzendent Wirklichen, kann diese Kraft nur Unheil anrichten, weil sie aus sich das Kriterium weder für das Personale noch fur das Diabolische hat. Da nutzt dann auch die charitative Gesinnung dem Unglückswurm Zaches gegenüber nichts — jene charitative Gesinnung, die auf die magnetopathischen Ärzte hinzielt, die ohne jene nötige Unterscheidungsgabe, ohne metaphysisches Kriterium sich der magnetischen Heilweise bedienten.

Daß Rosabelverde identisch sei mit dem Magnetismus, hat man schon länger gewußt oder geahnt. Das Objekt aber des Magnetismus ist das Medium, in damaliger Sprache der oder die (meist war es eine die) künstliche Somnambule.

II.

PERSONALANALOGIEN
MEDIEN IM POLITISCHEN LEBEN PREUSSENS
MADAME HÄHNEL-KIMSKY.

Eine gründliche Untersuchung unseres Märchens hat sich also, will man überhaupt Zeitanalogie annehmen, in der Umgebung Hoffmanns nach einem Medium umzusehen, das politisch bedeutsam wurde. Eine solche Gestalt gibt es nun: Madame Hähnel. Wir können hier diese zeitgenössische Gestalt nicht näher untersuchen oder gar kritisch ihre Rolle nach zugänglichen und noch unzugänglichen Quellen eingehend beleuchten; es genügt ein kurzer Hinweis auf die Dokumente aus dem nächsten Bekannten- und Freundeskreis Hoffmanns, um die Analogie zwischen „Klein Zaches" und dieser Frau eindeutig zu erweisen.

Unter den Freunden Hoffmanns in Berlin war ihm neben Hippel, Devrient, Hitzig, Brentano, Chamisso und Fouqué einer besonders nahe, dessen vieldeutige Gestalt uns erst seit 1928 durch eine umfangreiche Darstellung und Materialsammlung, wenn auch nicht plastisch greifbar, so doch einigermaßen aus dem Nebel der widersprüchlichsten Aussagen über ihn heraus sichtbar geworden ist: David Ferdinand Koreff. Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der Herausgeber und verständnisvolle Einleiter besagter Sammlung, nennt Koreff in deren viel verheißendem Untertitel: „Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter." Dieser ausgesprochen merkwürdige Mann, seines Zeichens Mediziner, gehörte als intimster Berater und Leibarzt Hardenbergs Jahre hindurch — jüdischer Emporkömmling aus dem kaum geöff-

neten Breslauer Ghetto zu bedeutsamer Einsprache in die Kulturpolitik des Staatskanzlers — unter die in jenen wirren Zeiten der Entscheidung über den politischen Hauptkurs des Jahrhunderts einflußreichsten Erscheinungen im Berliner Regierungspalais. Überdies war er — der Sohn eines noch halb mittelalterlich-kabbalistischen Arztes, eines der ersten Adepten Mesmers — aus selbstverständlicher Wahlverwandtschaft neben seinem Freund und Kollegen Wolfart Hauptkämpfer für die neue Medizin in Berlin und die ihr entsprechende Naturphilosophie. Er war Dichter und Gesinnungsgenosse der Berliner Romantik, späterhin der französischen. Er ist eine jener am äußersten Rande zu allem Krankhaften — halb in wirklich metaphysischem Ernst, halb charlatanhaft mit überlegener Intelligenz und moralisch nicht immer ganz einwandfrei — sich bewegenden Gestalten, die im Zwielicht jeder geistig fundamentalen Krise so schwer in ihrer Eigentlichkeit erkennbar auftauchen — zumal wir nur wenig wissenschaftlich oder dichterisch gestaltetes Werk von ihm besitzen.

Die Gespräche der Serapionsbrüder geben für Hoffmanns grundsätzliche Unterscheidung von Koreff die nötigen Anhaltspunkte, und hier verwahrt sich unser Dichter ausdrücklich gegen jene totale und kritiklose Begeisterung des Freundes für die magnetopathischen Phänomene, so viel er von diesem in allen Bereichen wohl bewanderten und überbewegten Irrlichtgeist auch gelernt haben, angeregt worden sein muß. Es ist deswegen auch nicht anzunehmen, daß Hoffmann sich in der bedenklichen Hähnel-Affäre kritiklos auf die Seite Koreffs gestellt hat, so wenig er in der Sache Jahn das objektive Recht verleugnete, weil der Angeklagte ihm zutiefst unsympathisch war.

Es handelt sich hier kurz um folgendes: Hardenberg war in seinem Alter nicht nur in seinen persönlichen familiären Verhältnissen recht unglücklich versehen, er war auch weitgehend von allerlei nicht leicht ersichtlichen Strömungen aus den oben erwähnten trüben Quellen der Geheimbünde mit mystischen und

okkulten Motiven angesteckt worden, und beides erschwerte es ihm, die klare Übersicht und entscheidende Kraft zu haben und zu äußern, die in jener Zeit der Wirrungen von seiner Stellung in Preußen erfordert wurde. Seit 1807 war Hardenberg mit einer ehemaligen Theaterdame, seiner früheren Maitresse, in dritter Ehe verheiratet. Böse Zungen nun behaupten, Koreff habe durch diese Frau, nachdem er als Arzt Eingang in das fürstliche Haus gefunden, seinen Einfluß auf Hardenberg derartig steigern können, wie wir ihn als geschichtliches Faktum nicht ganz begreifen. Hardenbergs Tochter, die Fürstin Pückler, hat ihm geradezu ehebrecherische Beziehungen zu ihrer Stiefmutter vorgeworfen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, all diese unangenehmen Hofklatschereien näher zu untersuchen. Es genügt der Hinweis, daß Hoffmann sie gekannt haben muß, der durch Hippel wie durch Koreff und Dorow genauestens orientiert sein konnte, abgesehen davon, daß er durch seine Beziehung zu dem — an sich recht zweideutigen — Fürst Pückler und seiner Frau, der Tochter Hardenbergs, ziemlich nahe an der trüben Quelle saß. Es dürfte deshalb nicht nur ein Zufall sein, sondern unsere These von den hier behaupteten Personalanalogien zwischen „Klein Zaches" und der Madame Hähnel bestätigen, daß wir ausgerechnet ein Billett Hoffmanns an Pückler besitzen, worin das Märchen — wie wir annehmen dürfen als Spiegelbild der großen Familienfeindin und Staatsgefahr — ironisch der Protektion des Fürsten empfohlen wird.

In die schon genügend undurchsichtige und schwüle Atmosphäre um den alternden Staatskanzler nun brachte Koreff sein Medium: Friederike Hähnel. Im Februar 1816 wurde die Neubrandenburger Handwerkertochter auf einem Zauberabend bei Wolfart dem Fürsten als Somnambule vorgeführt und hat, wie Treitschke das nennt, „durch ihre krampfhaften Verzückungen sein weiches Herz im Sturm erobert". Wie weit diese offensichtlich hysterische Person wirklich mediale Fähigkeiten besaß, ist aus den zugänglichen Quellen nicht ohne weiteres ersichtlich. Es kann hier auch

nicht darauf ankommen, die Geschichte ihrer Wirksamkeit im einzelnen zu untersuchen und darzustellen. Es ist auf alle Fälle sehr wichtig, festzustellen, daß in der Umgebung Hoffmanns durch ein Medium staatspolitisch wichtige Entscheidungen beeinflußt wurden. Koreff konnte nämlich — wohl aus der seiner magnetischen Anschauung entsprechenden Überzeugung, wie wichtig es für den Staat sein müsse, wenn sein Leiter ein ständig verfügliches Orakel in der Nähe habe — die Hähnel als Gesellschafterin der Fürstin in Hardenbergs Haus bringen, und von hier aus hat sie einen immer mächtigeren Einfluß auf die Handlungen des Staatskanzlers, auch auf seine persönlichen Gefühle bekommen, so daß schließlich durch sie auch seine dritte Ehe in die Brüche ging. Treitschke nennt diese Frau eine „abgefeimte Gaunerin", den „Fluch seiner alten Tage". Sie hat ihn überallhin begleitet, „selbst zu den Kongressen der Monarchen". Es ist nicht gesagt, wieweit die Orakel der Hähnel zu dem unglaublich raschen Aufstieg Koreffs beigetragen haben, und nicht ausgemacht, daß er sie zu diesem Zwecke bei seinem Gönner eingeführt hat.

Sicher ist nur, daß ihm seine Kreatur auf die Dauer keinen Segen brachte. Denn er war ihr im Wege, als sie sich anschickte, die Fürstin ganz aus Haus und Herz Hardenbergs zu verdrängen, mag sich überhaupt von ihr abgewendet haben, als er zu spät einsah, wie begründet die Warnungen seiner Freunde vor diesem Subjekt waren, einsah, daß er von einer „Gaunerin" in seinem übersinnlichen Glauben betrogen war. Unterdessen hatte die Hähnel einen Partner gefunden, der zwar nur „für Rebhühner und Trüffeln, aber nicht für Preußen, Rheinländer und Altertümer Interesse hatte", außerdem als Ultrareaktionär ein Gegner des Staatskanzlers sein mußte, aber trotzdem Schritt für Schritt sich an Koreffs Stelle zu setzen, diesen unmöglich zu machen und zu verdrängen wußte: Maximilian Samson Friedrich Schöll. Er war früher Koreffs Verleger in Paris gewesen und gleich der Hähnel von ihm protegiert worden, die nun mit ihm zusammen beider früheren Gönner diffamierte und stürzte, bis sie die Stellung

der Fürstin, er die des Günstlings eingenommen hatten. Diese letzten Konsequenzen gegen Koreff aus seinem eigenen Somnabulenabenteuer ergaben sich zwar erst nach der Niederschrift des „Klein Zaches". Versuchen wir hingegen nach diesen kurzen Angaben ein Charakterbild dieser beiden sauberen Gestalten zusammenzuschauen, so wird uns die Analogie zum Zinnober nicht schwer fallen, wenn sie auch politisch nicht recht zuzutreffen scheint. Es bedurfte in dieser dämonisierten Stickluft des Hardenbergschen Kabinetts nur des die Phänomene scheidenden Blickes, des „Gespenstersehers" Hoffmann, um ihr metaphysisches Sein, besser Nichtsein, zu durchschauen.

War das Erschrecken vor den erlebten Triumphen der Lüge und Charakterlosigkeit Anlaß genug für Hoffmann, endlich die geistesgeschichtliche Situation dieses Phänomens dichterisch zu skizzieren, die in ihrer Grundtendenz schon das Leben des Kindes geängstet, die Entwicklung des jungen Mannes bedroht und fast ausgelöscht hatte, so war seine schöpferische Phantasie gewiß nicht darauf angewiesen, irgendwelche satirisierte Porträts bestimmter Personen zu liefern. Vielmehr handhabte er genug die symbolhafte Wertung äußerer Erscheinung im Goetheschen Sinn, daß er umgekehrt auch das notwendig so und so beschaffene Aussehen einer Figur, die er geistig konzipiert hatte, zu schauen wußte. Es ist uns ja gerade in bezug auf den „Klein Zaches" gesagt, daß dem in Fieberträumen von den Gestalten der ihn und die Zeit quälenden Gespenster geplagten Dichter der Wechselbalg als zutreffendes Bild dieses gespenstisch unpersonalen Scheinmenschenseins erschienen war.

Es dürfte aber trotzdem nicht ganz unwichtig sein, auf zwei Gestalten der unmittelbar vergangenen Geschichte aufmerksam zu machen, die in diesen ganzen Zusammenhang gehören, die Hoffmann wahrscheinlich bekannt und seiner Phantasie — auch wenn er sie im Moment vergessen haben sollte — als in ihrer Tendenz hierhergehörig zur Schau der „Zaches"-Figur behilflich waren.

DIE ROSENKREUZER FRIEDRICH WILHELMS II. UND IHR ORAKEL

Schon einmal hatte das verdrängte Wunder sich in bizarrer Form gegen den aufklärerischen Geist explosiv gewehrt und war — welch eigentümliche Bestätigung für Hoffmanns Konzeption — als clairvoyanter Somnabulismus im Zusammenhange mit dem Magnetismus entscheidend geworden für königlich preußische Regierungsmaßnahmen.

Nadler:

„Das war kein Einzelschicksal, das lag in der Überlieferung, das lag im Blute. Es war nur eine andere Form künstlich gesteigerten und überreizten Seelenlebens, wie es der Mystik und dem Pietismus ein heißersehnter Träger begnadeter Gottesnähe zu sein dünkte. Und seit dem ersten Alamannen auf Brandenburger Boden war diese heiße Stimmung immer wieder von den Kanzeln gepredigt, aus dem königl. Schlosse befohlen worden. Und eben damals (um 1790) verzehrte das Fieber einen König, seine Frauen, Freunde und Berater. Das waren die Gespenster, die später Hoffmann so erschrecklich deutlich bei hellem Tage durch Berlin schreiten sah. Es lag im Blute und gärte in allen, die im Osten die neue Kultur aufrichteten – – –"

Im Zusammenhang mit den schon erwähnten rosenkreuzerischen, schwärmerisch pietistischen Umtrieben am Hofe und in den Kabinetten Friedrich Wilhelms II. — die Namen Bischofswerder, Wöllner, Hermes und Oswald, eigentümliche Allianz von Betrügern und schwärmerischen Fanatikern, sind hier zu nennen — wurde in Breslau und dann nach Berlin importiert eine Somnambule als Orakelverbindung zwischen Gottes und des Königs Thron benutzt. Paul Schwartz: „Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule" schildert diesen Kampf der durch die Aufklärung und den dogmatischen Protestantismus in die Abstrusität verbannten mystisch-pietistischen Tendenzen mit dem König an der Spitze gegen die von Friedrich dem Großen in sein Staatsfundament eingebauten aufklärerisch-humanistischen Grundsätze ausgiebig. Einer der Hauptschläge gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit war die Einsetzung jener eigentümlichen

„Immediat-Examinations-Kommission", die gegen die Widerstände am Hof und beim König selbst vor allem durch die — wie weit schwärmerisch-gläubige, wie weit betrügerische? — Ausnutzung der krüppeligen Pythia Mathäi durchgesetzt wurde. Auch für die Außenpolitik Preußens hat sie eine verhängnisvolle Rolle gespielt als letztes Glied der Kette von Einflüssen, die den König gegen immer noch bestehende Widerstände dazu bestimmten, den Reichenbacher Vertrag zu unterschreiben. Der war gleich in der zweiten Sitzung mit dem Medium, der der König beiwohnte (10. September 1790), als Erfüllung der göttlichen Vorsehung und des ewigen Friedensplanes bezeichnet worden — zugleich mit einer dringlichen Empfehlung des Ewigen für die Meister des Mediums an den König: sie seien von Ihm zu dessen Führern bestimmt. Schwartz veröffentlicht die Protokolle dieser Sitzungen, die außerordentlich aufschlußreich und interessant sind. Die Wirkung dieser Orakel auf den König, der allem Wunderbaren rettungslos verfiel, konnte nur durch den spiritistischen Betrug der Madame Reitz mit angeblichen Offenbarungen von ihrem und des Königs verstorbenem Sohn einigermaßen aufgehoben werden. Welche Rolle diese „Gräfin Lichtenau" am Hofe Friedrich Wilhelms gerade im Zusammenhang mit den Rosenkreuzern gespielt hat, ist nicht ganz klar. Sie hätte sich aber kaum so lange halten können, wenn sie in ständiger Gegnerschaft gegen die Dunkelmänner sich befunden hätte. Die einzige zeitgenössische Schrift über die Lichtenau, die mir zugänglich war, „August Wilh. Baranius: Versuch einer Biographie der Frau Gräfin von Lichtenau, Zürich und Lindau 1808", ein Pamphlet der Gegenseite, stellt dann die Affäre auch so dar, als wenn die Lichtenau mit Wöllner und Bischofswerder zusammengearbeitet hätte. Beide Versionen werden stimmen. Eigentümlicherweise weiß Baranius nichts von der Mathäi-Affäre, wiewohl er ihren ersten Meister, den Magnetiseur Du Four, nennt. Während die Hähnel äußerlich mit dem Wechselbalg Zaches keinerlei Ähnlichkeit gehabt haben kann, wird die eigentümliche Prophetin Fried-

rich Wilhelms II. als schwächliches, verkrüppeltes Mädchen geschildert. Es wird auch berichtet, die Mathäi sei ein von einem Postbeamten aufgenommenes Findelkind gewesen, der in schweren wirtschaftlichen Nöten steckte und froh war, diese Last los zu werden, als Ende der achtziger Jahre ein rücksichtslos experimentierender magnetopathischer Arzt das Mädchen übernahm. Aus seinen Händen befreite ein dilettierender Magnetopath und preußischer Offizier das Medium, bei dem es erstmals zur Somnambule wurde und zuerst sich und dann andere durch Nennung von Medikamenten heilte. Bei einer derartigen Séance entdeckten sich gegenseitig die Mathäi und ihr späterer Prophet Oswald, der sie bald bis zur Stufe der „clairvoyance" steigerte und „läuterte", auf der sie in die große Politik eintrat.

Neben diesen naheliegenden Parallelen zu Gestalt und Herkunft von Klein Zaches lebt die Erinnerung an ihre religiös gespielte Rolle als Vermittlerin göttlichen Willens über die größten und kleinsten Staatsgeschäfte im Sinne ihrer rosenkreuzerischen Meister vielleicht im Namen der Fee Rosabelverde fort.

Schon die Mathäi hat nach dem, was wir von ihr wissen, erst recht nach dem Bild, das sich die Legende von ihr hat machen müssen, als Modell des Zaches genügt, abgesehen davon, daß es dessen nicht unbedingt bedurft hätte. Daß ein Referendar von Heydebreck, der die Gestalt eines Zehnjährigen behalten hatte, den Hoffmann einmal hat reiten sehen, durch das Mißverhältnis von Roß und Reiter zu der entsprechenden Szene im Märchen beigetragen hat, mag sein. Sicherlich hat Hoffmann nicht daran gedacht, den jungen Mann zu verhöhnen. Wenn Harich hier Hoffmanns eigene Minderwertigkeitsgefühle wegen seiner Kleinheit und Häßlichkeit als Erklärungsgrundlage setzt, so scheint mir das in seiner verderblichen psychologischen Romantendenz zu liegen und das Eigentliche an der Wurzel zu verfehlen.

Hingegen möchte ich nicht unterlassen, das Porträt eines Mannes wiederzugeben, der in die ganze „Zaches"-Atmosphäre glänzend paßt und bis in Einzelheiten geradezu wie Zinnobers Urbild anmutet, wie es uns Dorow zeichnet: der Pfarrer Christian Mayr. Zacharias Werner war mit diesem eigenartigen Mann nicht nur befreundet, er war sein Adept in Mysticis und Occultis, ließ sich von ihm in die höheren Weihen einführen und mit orientalischen Mysterienbünden in Verbindung bringen. Absurd genug, wenn wir Werner als armen schwachen „Bruder Samuel" sich diesem Menschen als dem Meister zu Füßen werfen und von ihm letzte Offenbarung erwarten sehen. Mayr hatte übrigens zur Zeit Friedrich Wilhelms II. in Berlin zu den rosenkreuzerischen Leuchten gezählt, und wir verstehen gut, wenn Werner 1805 in einem Brief an Scheffner nach dessen Regierungszeit seufzt: „Er wäre als Mittel herrlich!" Ganz das, was später Hoffmann so liebte! Doch besehen wir uns Mayr selbst und denken wir daran, auf wie vielen Wegen Hoffmann ihn kennen konnte: direkt in Königsberg, durch Werner, durch Hippel, aus vielen Berliner Legenden, nicht zuletzt durch Dorow persönlich oder durch die Lichtenau, der er in Glogau begegnete, als sie dort auf Festung saß, bevor sie seinen Freund Holbein heiratete.

„Zuweilen erschien auch bei Dorows Stiefvater Bock der Pfarrer Mayr, – doch scheu, schleichend, unheimlich umherschreitend und sorgsam um sich spürend, eine höchst auffallende Persönlichkeit – – –"

„Nachdem er im Kreise der Geisterbeschwörer in Berlin in den Jahren 1791–95 eine frevelhafte Rolle gespielt und dabei selbst die uns heiligsten Gestalten dargestellt, wurde er mit einem guten Stück Geld belohnt, kam in sein Geburtsland Ostpreußen und ward Prediger in Königsberg – – –"

„ – – – ein kleiner krummer Mann, schielend, glatzköpfig, schwache Kinderbeinchen, auf denen ein breiter Rumpf und ausgedehnter Schädel ruhte, die Stirn hochgewölbt, vielfach von feinem blauen Geäder durchzogen, sein Gang schleichend; sein Staatsanzug beim Besuch von Freimaurer-Logen und wenn er nicht als Prediger fungierte, höchst sonderbar: Schuhe mit großen blitzenden Schnallen, schwarz seidene Strümpfe, schwarz atlasne Beinkleider und Weste, ein orangefarbener Leibrock mit großen, mit schwarzem

Tuch überzogenen Knöpfen besetzt. Einstens erschien er in großer Gesellschaft mit umgehängtem langen weißen Laken, an dem er oben rund umher kleine schwarze Katzenschwänze angehängt hatte, – einem Herzogsmantel ähnlich, und versicherte: ‚Das ist das Kostüm, in welchem ich Oben bei Gott erscheinen und es auch beibehalten werde.' Es war ihm grausenhafter Ernst! Er selbst war das seltsamste Gemisch von Vernunft und Wahnsinn, Herzensgüte und Bosheit, Tiefsinn und Gemeinheit; einen solchen Knäuel des Heterogensten zu entwirren muß einer höheren Intelligenz, als die menschliche ist, überlassen bleiben. Ein Gesicht aus der Apokalypse verwirklichen wollend, verschlang er den größten Teil eines Bibelexemplares, trug aber statt der gehofften Erleuchtung ein hitziges Fieber mit Wahnsinnssymptomen davon."

ZACHARIAS WERNER

Schließlich sind noch zwei personale Analogien zu erwähnen, die den Namen des gespenstischen Wechselbalges betreffen. Wir können immer wieder feststellen, daß Hoffmann es liebte, die Namen seiner Figuren sinnvoll entweder durch Umstellungen von Namen aktueller Personen, durch historische Erinnerungen, persönliche Erlebnisse oder den Sinn der Heiligenlegende zu begründen, so daß wir uns bei jedem vorgefundenen Namen zu fragen haben, ob er zufällig ist oder auf einen der bedeuteten Zusammenhänge weist.

Bei dem Namen Zaches drängt sich zunächst die Assoziation „Zacharias" auf, und wir erinnern uns, daß Hoffmann von früher Kindheit an einige nicht unwichtige Begegnungen mit Zacharias Werner hatte. Hoffmann hatte die negativen Seiten des Wernerschen Wesens so ausdrücklich kennengelernt, die Unzuverlässigkeit und mangelnde Charakterstärke, die Untreue und Schmierigkeit dieses Dichters so gehaßt, daß wir nicht ohne weiteres auf den Gedanken verzichten können, hier seinen Namen wiederzufinden. Der Schluß des „Berganza" legt von Hoffmanns Abscheu gegen den Menschen Werner allzu beredtes Zeugnis ab, und die spätere Würdigung seines dichterischen Werks mag auf den Einfluß Hitzigs zurückzuführen sein, der auch diesem Freund über das Grab hinaus die Treue hielt, zu seinem ersten Biographen wurde.

Wenn wir die Argumente Berganzas (Werner ist der einzige Nichtbamberger, der seinen Zähnen zum Opfer fällt) nachsehen, stimmen sie eigenartig zum Zaches-Bild, wenn auch noch ein großer Schritt vom „gesprenkelten Charakter" zum Nichtcharakter, vom „Mangel an innerer Wahrheit", vom verlogenen „Sich-hinaufdichten zum Heiligen" bis zum Fehlen jedes möglichen Wahrheitskriteriums bleibt. Und wenn wir Werners Charakter aus seinem Leben und seinen Briefen selbst analysieren, können wir nicht sagen, daß Hoffmanns Urteil nur Unrecht sei. (Nicht unwichtig für Hoffmanns Anspruch an Mensch und Dichter ist übrigens, daß als positives Gegenbild gegen Werner Novalis zitiert wird.)

ZACHARIÄ

Nun begegnete Hoffmann aber indirekt, durch die Berichte des erzähl- und spottfreudigen Freundes Brentano, nochmals einem Manne, der ihm im Spiegel mindestens dieser Erzählungen eine Verkörperung der charakterlosen Unentschiedenheit, der unpersönlichen Erfolgsucht und Streberei sein mußte, die er als soziologischen Hauptzug der Bürgerlichkeit sowohl in Zaches als in dem Akademiker Mosch Terpin treffen wollte: Karl Salomon Zachariä. Schon von anderen Hoffmann-Interpreten ist darauf hingewiesen worden, daß Brentano dem Freund von den Kämpfen zwischen aufklärerischem und romantischem Geist an der Universität Heidelberg berichtet haben muß, an denen er selber einen so großen Anteil nahm. Es wurde dabei aber immer nur auf die naturwissenschaftlichen und mythologischen Auseinandersetzungen hingewiesen, die natürlich am nächsten liegen, während die politischen nicht berücksichtigt wurden, die — wenigstens vom weltanschaulichen Blickpunkt aus — wie wir am „BOGS" ersahen, keine geringe Rolle spielten.

Im gleichen Jahre, als Brentano und Görres ihre Kampfschrift verfaßten, wurde Zachariä als juristischer Ordinarius nach Heidelberg berufen, und er hat in der Folge über sämtliche Rechtsgebiete

gelesen. Dieser Mann nun mußte in seiner zunächst pronapoleonischen Haltung, als erster deutscher Interpret des „code civile" – der Leuten wie Brentano geradezu die Besiegelung der Vertreibung des Menschen durch den cives, Ersatz des Lebens durch den omnipotenten Staat, der germanischen Vielfalt durch romanisch-rationale Einfalt bedeutete – zum Urfeind werden. Daß er dann noch mit Görres auf dessen besonderer Domäne zusammenstieß, der Rheinlandspolitik, und auch da im Sinne der Machthaber lavierte, kommt als erschwerendes Moment für diese Feindschaft hinzu.

Wir müssen uns Hoffmann als juristisch gebildeten Mann vorstellen. Wir haben keine Veranlassung, anzunehmen, daß er etwa während seiner Berliner Beamtenjahre sich nicht mehr mit den neuen juristischen Veröffentlichungen beschäftigt hat. Also mußte ihm der Name Zachariä geläufig sein als der des deutschen Code-civile-Interpreten. Code civile aber ist Napoleon. Napoleon aber ist der Antichrist, der Zertreter volklicher und persönlicher Mannigfaltigkeit – wenn für einen, dann für Hoffmann, den Dichter der „Vision auf dem Schlachtfeld bei Dresden", des „Dei von Elba", den Freund Hippels, Fouqués, Wetzels, den gleichsam postumen Freund Heinrich von Kleists. Daß dieser Wegbereiter für den Erfüller der Französischen Revolution, der in mythisch beängstigendem Siegeszug die alten, menschlich fundierten Ordnungen Europas endgültig zerstörte, dieses paradoxen Giganten, der als Usurpator einer schier unausdenklichen Macht die absolutistische Perversion des Bürgergeistes und der Aufklärung in juristischen Institutionen stabilisierte – daß dieser Mann Zachariä hieß, das allein hätte genügt, die Kreatur des unsichtbar bleibenden Satans Zaches zu nennen, Diminutivform der großen Satansgestalt, die dem Dichter des Menschen Napoleon als der „Bürgermacher" sein mußte. Dazu kommt, daß Zachariä Konjunkturriecher schlimmster Sorte war. Seine suggestive Rednerbegabung und einen ausgezeichneten Intellekt, eine für das heraufkommende und dann siegende 19. Jahrhundert – anders als es seine Propheten bei seinem Beginn begrüßt hatten – typische,

unverbindliche, unpersonale, eklektisch-polyversale Bildung benutzte er dazu, zwischen den ringenden widersprüchlichen Tendenzen so geschickt zu lavieren, daß er stets up to date war: Zinnober, der Mensch ohne Zentrum, der die aus tiefer Entscheidung stammenden Richtungen seiner personal gebundenen und deshalb im Fortkommen in das 19. Jahrhundert hinein gehemmten Umgebung im Spiegel seines tiefenlosen Intellekts jeweilen geschickt auffängt, als das Seine weitergibt, weitergeben kann, so widersprüchlich es in seinen einzelnen Phasen ist, weil kein Gottesfunken, kein Gewissen eigenster Entscheidung seine ratio hindert, nach eigenen unpersonalen Gesetzen gleichsam mechanisch zu funktionieren.

J. C. Bluntschli schreibt in „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik" über Zachariäs Haltung im Gegensatz zur „romantischen", die die paradoxalen Tendenzen des Zeitalters existentiell in sich trägt und personal synthetisch vermittelt:

„Sie vermittelt nicht, indem sie die Gegensätze überdeckt, sondern indem sie abwechselnd den Gegensätzen folgt. Sie hat daher einen eklektischen Charakter und wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine schillernde Färbung." „An Reichtum des positiven Wissens war er beiden" (Montesquieu und Machiavelli) „überlegen, an der Fertigkeit des logischen Denkens, an der Gewandtheit, neue Gesichtspunkte zu entdecken, und an der Klarheit der Sprache beiden ebenbürtig. Aber die Größe jener erreichte er doch nicht. Es fehlte ihm dazu trotz aller Zähigkeit seines Strebens an der rechten Energie des Geistes wie des Charakters." „Seine Schriften sind keine Taten. So geistreich sie sind, und so sehr man durch sie angeregt wird zum Nachdenken, sie geben doch weder der Wissenschaft, noch dem Leben einen neuen Anstoß. Man findet sie interessant, sogar brillant und bleibt dennoch kalt dabei. Eben in der seltenen Gewandtheit, mit der er die Standpunkte und die Ansichten wechselte, lag dann für ihn auch eine Verlockung, je nach Umständen für verschiedene Parteien und sogar gleichzeitig als Vertreter ihrer entgegengesetzten Interessen aufzutreten und die Früchte seiner Wissenschaft für selbstsüchtige Zwecke zu verwerten, oder sich in schillernder Farbenspiegelung zu wiegen."

Soweit man aber von einer durchgehend eigenen Haltung überhaupt sprechen kann, war Zachariä aufgeklärter Absolutist, und deshalb fühlte er sich an der Universität des napoleonisch-deutschen Großherzogtums Baden besonders wohl.

12.

„ZACHES" HUMORISTISCHER TOD

Wie stark die Güte des Humors in Hoffmann war, zeigt das Ende unseres Märchens. Er läßt Zaches nicht am Humor (d. h. Lebensflüssigkeit) — im wörtlichsten Sinne in jenem silbernen Gefäße unter dem Bett — sterben, sondern an der Furcht, in diesem Elemente nicht leben zu können, erstickt der Nichtsling. Hier erhalten wir Auskunft darüber, was Hoffmann damit meinte, wenn er ursprünglich dem Paare Serpentina-Anselmus als Hochzeitsangebinde für ihre Ehe im Gefilde der Seligen, im Sehnsuchtslande Atlantis, ausgerechnet ein goldenes Nachtgeschirr mitgeben lassen wollte. Humor, als die heilsame Distanz von sich selbst, seinem mit Staatskleid und grünem Pantherorden mit zwanzig Diamantknöpfen — selbst zwanzig Knöpfe von außen können den einen Karfunkel im Innern, die „innere Stimme", nicht ersetzen — geschmückten bloß sozial funktionierenden Scheinselbst gegenüber, kann nur der ertragen, der den Mut und die Entschlossenheit hat, dieses Scheinselbst im wahren Geistigen ersterben zu lassen, der die Gewißheit dieses wahren Geistigen in sich trägt. Hoffmann selber hatte den Bürger in sich schon längst den Weg in den „Goldenen Topf" gehen lassen. Er konnte es sich deshalb leisten, ohne Haß selbst das absurde Geschöpf seiner Phantasie in Liebe sterben zu lassen, die da lautet: Er war doch einer Mutter irgendwie noch menschliches Kind, und das gibt ihm im Tode eine letzte Schönheit. Sie überstrahlt des Zaches kleinen Leichnam durch die Liebe der Mutter. Im Tode noch einmal wird er, um den Rest seines Menschentums nicht der Verachtung anheimzugeben,

von der Fee mit ihrem Wunder begabt, das die Welt über seine Armseligkeit täuscht.

Wozu braucht der Dichter die Rache, wenn das Gespenst gebannt und er mit Candida, der leuchtenden Schönheit und Güte der Seele, im allen Menschen wieder geöffneten Zaubergarten echter Weisheit schalten und walten, dafür sorgen darf, daß die heiligen Güter des Menschen wieder in sein Haus gestellt werden?

ANMERKUNGEN

Ausgaben:

E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten von Carl Georg von Maassen. München 1912. (zit. WW. v. Ma.)

Diese Ausgabe ist nicht vollständig. Was in ihr nicht enthalten ist, wird zitiert nach: E. T. A. Hoffmanns Werke in 15 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Ellinger. Berlin 1912. (zit. WW. E.)

Die Briefstellen sind zitiert nach: E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. Gesammelt und erläutert von Hans von Müller. Berlin 1912. (zit. Br. v. Mü.) Datum und Empfänger machen jeweilen den Stellennachweis überflüssig. Die Schreibweise wurde modernisiert und normalisiert, die Satzzeichen wurden beibehalten.

E. T. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen herausgegeben von Hans von Müller. Berlin 1915. (zit. Tagebuch)

S. IX Z. 7 v. u. Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann, „Sein Leben und seine Werke". Hamburg 1894. Biographische Einleitung in Bd. I der Werke Hoffmanns, herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig 1900.

S. X Z. 13 v. o. E. T. A. Hoffmann, „Das Leben eines Künstlers", dargestellt von Walther Harich. 2 Bde. Berlin 1920.

S. 3 Z. 3 v. u. Zur Familie: Paul Margis, E. T. A. Hoffmann, Psychographische Individualanalyse (Beih. 4 z. Ztschr. f. angew. Psychologie) Lpzg. 1911, sowie Hans v. Müller, E. T. A. H. und Jean Paul. Köln 1927.

S. 4 Die Charakterisierungen von Erlebnissen und Umgebung des jungen H. in Königsberg finden sich in Hippels Erinnerungen, die v. Müller im 1. Bd. seiner Briefausgabe wiedergibt (zit. Hipp.).

S. 7 Z. 13 v. o. Br. v. Mü. I, XLVff.; Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. II, 500f.

Z. 15 v. o. Über H.s Verhältnis zu seiner Kusine Minna Doerffer: v. Müller, H. und Jean Paul. Köln 1927.

S. 8 Z. 2 v. o. Cora Hatt hieß eigentlich Dora Hatt und war $9^1/_2$ Jahre älter als H.; s. H. v. Müller, Hoffmanns erste Liebe, nach den Urkunden dargestellt (Feuerreiter I/6, Juni 1922).

S. 13 Z. 12 v. u. Jos. Schneider, „Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVII. Jahrhunderts". Prag 1909. Th. Hippel, „Lebensläufe in aufsteigender Linie", 1778ff. Ders., „Kreuz und Querzüge des Ritters von A. bis Z." 1793f.

S. 16 Z. 10 v. u. Joh. Georg Scheffner, „Gedichte im Geschmack des Grécourt"; Hipp. S. 23; Briefe Z. Werners. Bd. I S. XXVI, S. 301ff.

S. 16 Z. 4 v. u. Werner selbst kokettierte mit diesem Wahn der Mutter. s. Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Mit einer Einführung, herausgegeben von Osw. Floeck, München 1914, S. XIII; über H. s Erleben: Hipp. S. 16; s. auch

„Berganza" (WW. v. Ma. I S. 182) und „Serapionsbrüder" Bd. 4 (WW. v. Ma. VIII S. 127f.).

S. 17 Z. 5 v. o. Hipp. S. 8ff.;

Z. 7 v. o. s. Deutsche Biographie.

S. 20 Z. 4 v. o. „Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes", Berlin bei Fr. Nicolai 1775.

Z. 10 v. o. Hipp. S. 25 f.

Z. 14 v. o. E. T. A. Hoffmann, Die Maske. Singspiel in 3 Akten. Aufgefunden und zum ersten Male veröffentlicht von Friedrich Schnapp, Berlin 1923.

S. 25 Z. 12 v. u. „Europa", Frankf. a. M. 1802, I/1.

S. 27 Z. 5 v. u. Hipp. S. 26f.

S. 28 Z. 4 v. o. H.s ungarische Vorfahren, die Voetheris.

S. 29 Z. 1 v. o. s. den Mythos in der „Prinzessin Brambilla" und die Vision in den „Briefen aus den Bergen". (Br. v. Mü. II 347ff.).

Z. 8 v. o. 25. Jan. 1803 an Hippel.

S. 32 Z. 1 v. o. s. Hitzig, Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrisses Friedr. Ludw. Zacharias Werners, Berlin 1823, Bd. I S. 238ff.

Z. 7 v. o. 21. Jan. 1803 an Hippel.

Z. 5 v. u. Br. v. Mü. II, S. 740ff.

S. 34 Z. 7 v. o. s. „Die Jesuitenkirche in G." WW. v. Ma. III, S. 104ff.

S. 37 Z. 11 v. o. WW. E. XV, S. 20ff.

Z. 12 v. o. WW. E. XV, S. 33f.

S. 41 Z. 3 v. u. Kleist Werke ed. Gg. Minde-Pouet 2. Aufl. I S. 31.

S. 42 Z. 11 v. o. Kleist WW. II, S. 7f.

Z. 8 v. u. Kleist WW. II, S. 6.

S. 44 Z. 10 v. o. s. Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Bd. III, Regensburg 1918.

S. 49 Z. 12 v. u. s. F. Holtze: 500 Jahre Geschichte des Kammergerichts, Heft XLVII d. Schriften d. Vereins für die Geschichte Berlins, Bln. 1913.

S. 51 Z. 16 v. o. Hipp. S. 28f.

S. 53 Z. 6 v. o. Hitzig I, S. 247 Anm.

Z. 7 v. u. s. vor allem „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen" WW. v. Ma. VI.

S. 60 Z. 3 v. u. s. August Klingermann, Kunst und Natur III, Braunschweig 1828, S. 328; auch Hitzig I, S. 150.

S. 61 Z. 14 v. u. Faksimile s. v. Mü. Br. II, S. 451.

S. 62 Z. 10 v. u. WW. v. Ma. IX, S. 14.

S. 63 Z. 9 v. o. WW. v. Ma. IX, S. 48.

Z. 15 v. o. WW. v. Ma. IX, S. 31.

Z. 10 v. u. Hoffmann beobachtet scharf. Diese Charakterisierung des studentischen Lebens (s. auch „Klein Zaches") ist wie eine humoristische Paraphrase zu Treitschke, Deutsche Geschichte II, S. 411ff.

S. 64 Z. 7 v. o. WW. v. Ma. IX, S. 49.

Z. 9 v. o. WW. v. Ma. IX, S. 30.

Z. 11 v. u. WW. v. Ma. IX, S. 49f.

Z. 2 v. u. WW. v. Ma. IX, S. 220.

S. 65 Z. 14 v. u. Br. v. Mü. II, S. 528ff.

S. 66 Z. 14 v. u. WW. v. Ma. IX, S. 197ff.

S. 69 Z. 12 v. u. Übersetzung von Frz. Maurer, Berlin 1867, S. 584.

S. 74 Z. 14 v. u. Schriften, Bd. XXIV, S. 5f.

S. 76 Z. 4 v. o. s. Z. Funck (Kunz), Erinnerungen aus meinem Leben I. Lpz. 1836, 2. Teil: F. G. Wetzel.

S. 86 Z. 12 v. o. s. Trube, Friedrich Gottlob Wetzels Leben und Werk, Germ. Stud. H. 58, Bln. 1928, und
Franz Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen des Bonaventura, Bln. 1909.

S. 87 Z. 2 v. o. Trube Anm. S. 203.

Z. 18 v. o. Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich v. Schubert, Erlangen 1854.

Z. 14 v. u. Tagebuch 18. I. 1812.

Z. 11 v. u. Schultz S. 327.

Z. 7 v. u. Heidelberger Jahrbücher, 1815, S. 1041ff. und Trube, S. 63.

S. 88 Z. 1 v. o. An Kunz, 20. VII. 1813 Br. v. Mü.

S. 90 Z. 14 v. o. Versuch einer Allegorie über den Homer „Prometheus" ed. L. v. Seckendorf und J. L. Stoll, Wien 1808, 1. Heft S. 31ff.

S. 96 Z. 3 v. u. WW. v. Ma. IV. S. LXXXIVff.

S. 97 Z. 4 v. u. s. Margis S. 44f. unter „Hunger nach neuen Eindrücken".

Z. 1 v. u. G. H. v. Schubert ist derjenige Geist, dessen Einfluß auf H. von allen Interpreten zumeist gesehen wurde. V. Maaßen zitiert unzählige Parallelen; Sucher, Dahmen und Egli haben eingehend über dies Verhältnis berichtet. s. besonders Wilh. Lechner, G. H. Schuberts Einfluß auf Kleist, Justinus Kerner und E. T. A. Hoffmann, 1911 und F. H. Merkel, Der Naturphilosoph G. H. Schubert und die deutsche Romantik, Diss. München 1913.

S. 98 Z. 3 v. o. WW. v. Ma. IV, S. 182.

Z. 16 v. u. s. „Magnetiseur" WW. v. Ma. I., S. 221ff.

Z. 7 v. u. s. Hitzig I S. 386ff.

S. 100 Z. 10 v. u. s. Hélmina v. Chézy, Unvergessenes, II. Lpzg. 1858, S. 165ff. sowie den Brief Hoffm. an die Chézy vom 10. IX. 1816.

Z. 8 v. u. s. Ellinger, Hoffmann S. 156ff.
Hoffmanns Gutachten im Falle Jahn erstmals: Dorow: Erlebtes II, S. 179ff. s. auch Hoffmann an Hippel 24. VI. 1820.

S. 101 Z. 7v.u. s. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten VII, Lpzg. 1846, S. 144ff.

S. 102 Z. 2v.u. s. Cl. Brentano, Ges. WW. Frankfurt a. M. 1855, VIII, S. 235 ff. Der Brief ist nie abgeschickt worden.

S. 105 Z. 13v.o. WW. v. Ma. IV, S. 195.

S. 109 Z. 5v.o. WW. v. Ma. IV, S. 219.

Z. 8v.u. WW. v. Ma. IV, S. 141.

S. 111 Z. 13v.o. WW. v. Ma. IV, S. 215.

S. 113 Z. 6v.o. WW. v. Ma. IV, S. 154.

S. 115 Z. 7v.o. s. Fülöp-Miller, Macht und Geheimnis der Jesuiten, Zürich 1929, S. 441.

S. 116 Z. 8v.o. Z. Werners Briefwechsel, ed. O. Floeck.

S. 118 Z. 7v.u. David Ferdinand Koreff. Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter. Der Lebensroman eines Vergessenen. Aus Urkunden zusammengestellt und eingeleitet von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, Berlin 1928.

S. 119 Z. 7v.o. s. Wilh. Erman, Der tierische Magnetismus in Preußen vor und nach den Freiheitskriegen, München 1925, und Max Lenz, Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Halle 1910.

S. 120 Z. 17v.u. s. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten VII; Ludmilla Assing, Fürst Hermann v. Pückler-Muskau, Hamburg 1873; Fürst Pückler-Muskau, Briefwechsel und Tagebücher ed. L. Assing, 9 Bde. Hamburg-Berlin 1873—1876.

S. 121 Z. 13v.o. s. Treitschke, Deutsche Geschichte II, S. 187.

S. 122 Z. 1v.o. s. Varnhagen, Nachlaß I, S. 308f. (18. V. 1821).

S. 123 Z. 9v.o. Jos. Nadler, Literaturgeschichte III, S. 180.

Z. 8v.u. Berlin 1925 (Bd. LVIII der Monumenta Germ. Paedag.).

S. 126 Z. 12v.o. s. Werners Briefwechsel an verschiedenen Orten, vor allem auch die vorzügliche Einleitung Floecks,

sowie: Paul Hankamer, Zacharias Werner, ein Beitrag zur Darstellung d. Problems d. Persönlichkeit in der Romantik, Bonn 1920.

Z. 15 v.u. s. Brief an Hippel 1. IV. 1798; s. Franz Holbeins autobiographische Schrift Deutsches Bühnenwesen, Berlin 1853.

Z. 14 v.u. Dorow: Erlebtes, S. 18ff.

S. 127 Z. 14 v.u. So ist der Name Prosper Alpanus geschichtlich, und schon Grisebach in seiner Einleitung hat ihn wohl mit Recht mit dem italienischen Arzt Prosper Alpinus (geb. 1533) zusammengebracht, dessen Werk über die ägyptische Heilkunde (Venedig 1591) bei dem damaligen doppelten Interesse für magische Medizin und ägyptisches Mysterienwesen wohlbekannt war. Außerdem gab es einen Magier und astrologischen Häretiker Pietro von Abano, der als Gestalt die Zeitgenossen beschäftigt hat. Tieck hat ihm eine 1825 erschienene „Zaubergeschichte" gewidmet. Die Frage nach dem Zusammenhang mit dem Apo in Brentanos „Balladen vom Rosenkranz" wäre einfach zu beantworten, hätte nicht Hoffmann schon dem 1814 in den „Phantasiestücken" erschienenen „Magnetiseur" den Namen Alban gegeben — zu einer Zeit, in der er höchstwahrscheinlich Brentanos ja erst viel später ediertes Manuskript kaum gekannt haben kann, das aber damals schon geschrieben war. Inwieweit es sinnvoll ist, an Friedrich von Lassaulx' 1803 erschienenen Roman „Albano Giulletto" zu erinnern, weiß ich nicht, weil mir kein Exemplar zugänglich war. Auch einen Herrn Mosch gab es als Zeitgenossen Hoffmanns. Ich kenne nichts als die im Kayser aufgeführten Titel seiner Werke, denen zufolge er

ein typischer „Physikant" gewesen zu sein scheint, den die Natur vor allem vom Gesichtspunkt des Nützlichen her interessierte. Es ist zu bemerken, daß er eine „Geschichte des Bergbaus" geschrieben hat, und daß Hoffmann gerade zur Zeit der Entstehung des „Zaches" sich eingehend mit Studien über dieses Gebiet abgab, um „Die Bergwerke zu Falun" zu schreiben (Dezember 1818). Wie empfindlich er als des Novalis Geistesverwandter hier sein mußte, ist evident.

S. 128 Z. 4—6 v.o. WW. v. Ma. I., S. 177ff.

S. 130 Z. 13 v.o. München 1864.

LEBENSLAUF

Ernst Arthur Rudolf Alfred von Schenck; von Dielsdorf, Kt. Zürich; geboren den 24. Juni 1903 in Dresden; Sohn des Arthur, Chemiker in Rheinfelden (Aargau), und der Toska, geb. Eckstein †. Vorschulen in Berlin und Heidelberg; humanistisches Gymnasium in Heidelberg 1912—16; Bezirksschule in Aarau 1916/17; Pestalozziheim Neuhof (Aargau) 1918; humanistisches Gymnasium in Basel 1918/19; Odenwaldschule Oberhambach bei Heppenheim a. d. B. 1920. Bis 1926 Arbeiter, Landwirt (Landwirtschaftliche Winterschule Müllheim i. B. Oberkurs), Gärtner, Bureauangestellter in der Schweiz und in Deutschland. Frühjahr bis Herbst 1926 Institut Minerva in Basel. Herbst 1926 eidgenössische Matur, Typus A, in Basel. Herbst 1926 bis und mit Wintersemester 1933/34 Universität Basel, Studium in deutscher Philologie, Philosophie und allgemeiner Geschichte. Unterbruch: Sommersemester 1928 Universität Berlin. Vorlesungen und Übungen in Basel bei den Professoren Bächtold †, H. Barth, Baumgartner †, Bruckner, Dürr †, Häberlin, Heusler, Hoffmann-Krayer †, Joël †, Schmalenbach, Tappolet, Tschudi, Zinkernagel †, den Privatdozenten Altwegg, Lieb, von den Steinen; in Berlin bei den Professoren Baumgardt, Breysig, Guardini, Herrmann, Hübner †, Köhler, Liebert, Petersen, Wechßler. Mündliche Prüfung am 16. März 1934. Während des Studiums und seither journalistische und schriftstellerische Tätigkeit. Seit 1932 Assistent des philosophischen Seminars der Universität Basel. 1936/37 Redaktion der „Schweizer Annalen". 1937 „Briefe der Freunde. Das Zeitalter Goethes im Spiegel der Freundschaft".